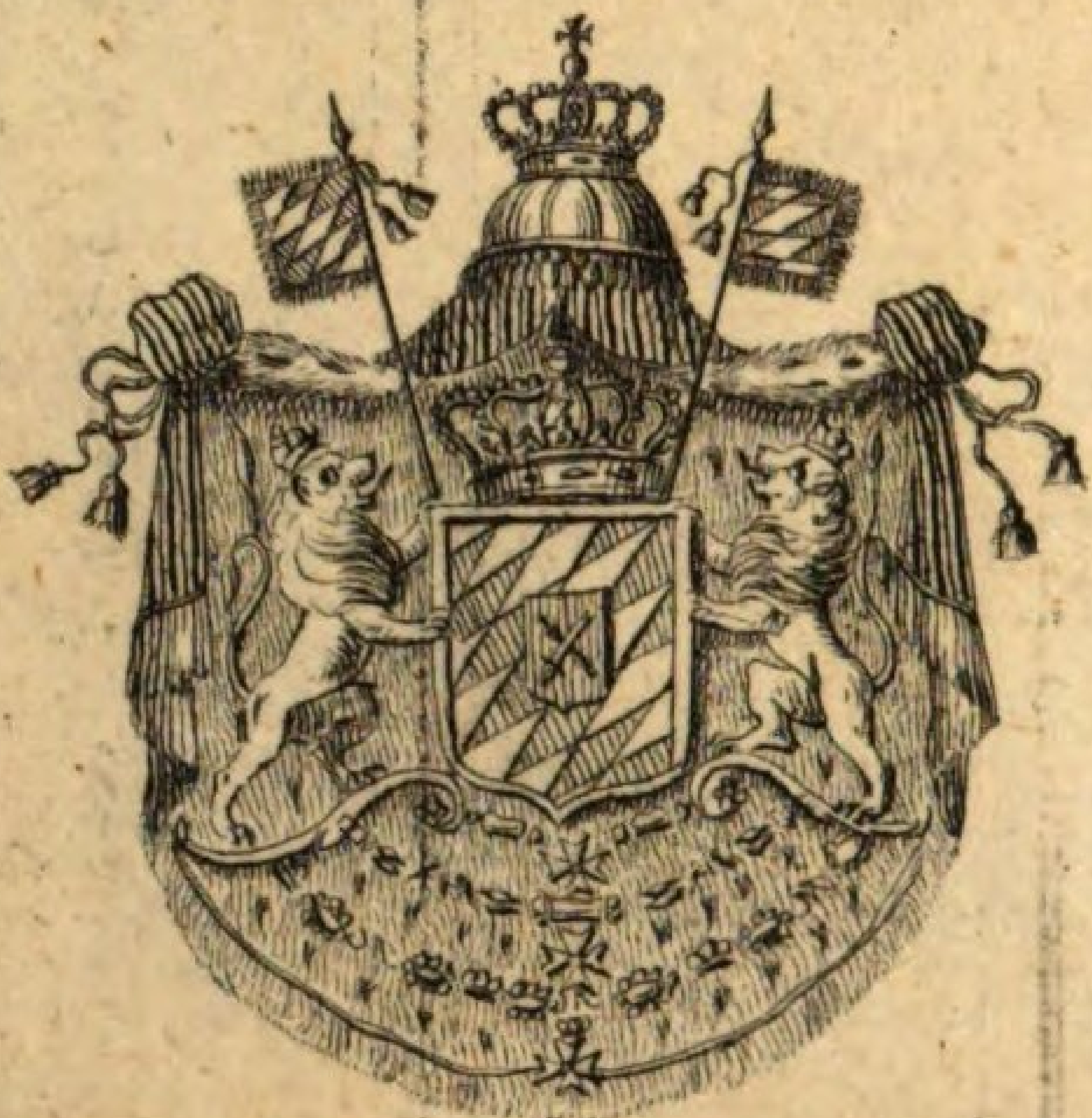
P.O.germ. 1106 7

Pustkuchen



BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Wilhelm Meisters

Wanderjahre.

Quedlinburg und Leipzig, 1821,
bei Gottfried Basse.

15-Ex

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Wilhelm Meisters

Wanderjahre.

Erstes Capitel.

Im aufbrechenden Frühlinge, zu der Zeit, wo die nächtlichen Reife aufgehört haben und alle Waldungen, außer den Eichen, schon vollkommen belaubt sind, finden wir unsern Freund einige Tagereisen weit von dem Schlosse, wo wir ihn zuletzt ließen, auf der Wanderung. Er hatte keine sehr lebhafte Neigung gefühlt, seinen bestimmten Reisegefährten, den Marchese Cipriani, bald einzuholen, und deshalb einen ziemlich an-

sehnlichen Umweg gemacht, um die schönsten Wochen des Jahres ganz frei und in einer ihm noch unbekannten, gebirgigten Gegend zu genießen. Nach den vielfachen und größtentheils nicht sehr angenehmen Verwickelungen, in welchen er sich die letzten Monate hindurch unter Bekannten und Freunden befunden hatte, that es ihm wohl, sich einmal mit seinem Kinde allein zu wissen, und alle kleinere Entschlüsse und Vorsätze, wie sie eine Reise veranlaßt, nach seiner eigenen Wahl einzurichten.

Später, als billig, hatte er sich nun dem Schlosse zugewendet, auf welchem er den Marchese anzutreffen vermuthen konnte. Es gehörte einem Verwandten der Familie, in die er selbst einzutreten sich Hoffnung machte, und sowohl der Marchese, als er

selbst, hatte Briefe an denselben mitgenommen.

Eben befand er sich in einem sehr ausgedehnten Buchenwalde. Ein milder Regen hatte das junge Laub getränkt. Der Himmel war wieder heiter und eine sanfte Luft regte mit leisem Rauschen die obersten Zweige. Der Knabe, von einem alten Bauer gehütet, der zugleich als Wegweiser diente, ritt auf einem Esel. Er war durstig und, wie es schien, des Reisens müde. Wilhelm versprach ihm, daß sie noch heute an einen Ort kommen würden, wo sie einige Tage blieben; und der Alte sagte, daß es bis zu Ende des Waldes nicht mehr gar zu weit sey und daß gerade am Abhange, wo der Weg sich in das offene Thal hinunter wende, ein ganz klares und gesundes

Wasser gefunden werde. Dadurch wurde das Kind leidlich beruhigt, und endlich lichtete sich vor ihnen das Dickicht und eine helle Niederung blickte durch die immer größeren Oeffnungen der Zweige. Gleich darauf waren sie auf dem versprochenen Ruheplatze, wo ein heller Brunnen aus dem Moose hervor quoll und über graue Steine in das nun aufgedeckte Thal hinab rann. Der Alte hob den Knaben von seinem Thiere und band dieses an einen Baum. Das Moos war trocken; in dem Korbe befand sich noch etwas zu essen. Man lagerte sich behaglich nieder, und kaum hatte Felix seinen Durst gestillt, als er, auf das Knie seines Geleitsmannes gelehnt, in Schlaf sank.

Wilhelm beschloß, ihn ausruhen zu

lassen, und damit die Gespräche des alten Bauers ihn nicht stören möchten, stand er auf und ging ein wenig seitwärts. Der unvermuthete Anblick einer der schönsten Aussichten hatte ihn überrascht. Vor ihm lag ein Thal, so weit, daß es fast eine Ebene zu nennen war, und dabei so einladend, wie sie auch an der Scheidung der flachen und der Berg-Gegenden selten gefunden werden. Es machte gerade an der Anhöhe, auf welcher er stand, eine starke Krümmung, so daß er in zwei weite Arme desselben, rechts und links, stundenweit hinaus sah. Helle Wiesen mit reinlichem Vieh gefüllt, mit weißer Leinwand belegte Bleichen, große Dörfer, umringt mit Obstbäumen, die eben in der Blüthe standen, braune Aecker, kleine Gebüsche, einzeln liegende Mühlen und verschiedene nette

Landhäuser lagerten sich in angenehmer und reicher Mannichfaltigkeit um einen ansehnlichen Fluß, der die ganze Länge des Thales durchströmte und sich rechts in eine ferne, freie Ebene verlor, aus deren blauem Nebel viele Thürme eine größere Stadt andeuteten. Und wie Hüter des vielen, friedlichen Eigenthums standen zu beiden Seiten, weit aus einander gerückt, die dunkeln Bergreihen mit ihren bald zackigen, bald felsig abschüssigen, zum Theil mit Wald bewachsenen Gipfeln, von denen hin und wieder ein altes Gemäuer herab sah. Ueber das Ganze hatte der Frühling eben in diesen Tagen des Jahres zum erstenmale seinen vollen Zauber ausgebreitet.

Das lange, aufmerksame Anschauen der reizenden Gegend verlor sich bei unserm

Freunde unbemerkt in Nachdenken. Lag in den lebendigen Bildern, welche ihm der beginnende Frühling so reizend und doch so flüchtig vorüber führte, in der dunkeln Erinnerung an frühere Frühlinge, lag in der Luft, in der Einsamkeit, die ihn umgab, in der Erwartung neuer, noch unbekannter Auftritte und Begebenheiten das verborgene Etwas, welches seine Natur aufregen und, wie es schien, zu andern Tönen und Schwingungen umstimmen wollte? Er wußte es selbst nicht und konnte eben so wenig über das Wesen der Empfindungen klar werden, die in ihm sich mischten. Schon seit dem Anfang seiner Reise hatte etwas in seinem Herzen gearbeitet, das dem gleichzeitigen Triebe in der ganzen Naturwelt nicht unähnlich war. In Lagen, wie die seinige, wenn man von

allen frühern Bekannten geschieden, in einer durchaus fremden Umgebung und gleich einer von dem ursprünglichen Orte versetzten Pflanze ist, fällt es uns sehr leicht ein, uns selber zu untersuchen, unser früheres Benehmen zu richten, wir sind dann an Vorsätzen, vieles zu ändern, nicht sparsam; desto seltener begegnet uns dieses in einem lebhaften, schon seit lange bestehenden Verkehr mit der Welt, wo es uns unstreitig viel mehr Vortheil bringen würde. Lange hatte Wilhelm sich durch den Entwicklungsgang seiner Begebenheiten und durch die Einwirkung überlegener Menschen bestimmen lassen: nun war ee sich selber gleichsam wiedergegeben. Alle vor dem eigenen Urtheil noch nicht erledigte Vorfälle drängten sich immer lebhafter vor seine Seele.

Wir werden unsere Leser am besten mit der Fortsetzung der Schicksale unsers Helden vertraut machen, wenn wir seine Gedanken über sich selbst etwas umständlicher mittheilen, damit auch sie es bemerken, wie ein neuer Abschnitt in seinem Leben durch den Anfang seiner Wanderung veranlaßt wurde. Wir fassen dabei alles dasjenige zusammen, was er schon seit verschiedenen Tagen überdacht und, wie er meinte, herausgefunden hatte.

Zweites Capitel.

Daß in seiner früheren Jugend zu einem in sich zusammen hangenden und wie ein schöner Bau durch Festigkeit und Symmetrie sich auszeichnenden Leben gerade nicht der beste Grund gelegt sey, gestand er sich ohne Mühe. Er war weder zum Kaufmann, noch zum Schauspieler, noch auch zum gebildeten Gutsbesitzer und eben so wenig zu einem tüchtigen Menschen überhaupt erzogen. In den Jahren, wo hier=

zu das Nöthigste gethan werden muß, hatte der Wille seines Vaters, der ihn den Geschäften bestimmte, und seine eigene Neigung, die ihm dem Schauspiele zuzog, ihn bereits zwischen zwei Einzelheiten getheilt, die so wenig zu einander paßten, als für sich oder gemeinschaftlich das eigentlich Menschliche edel und vollständig entwickeln konnten. So blieb vornehmlich die Kraft, sich selbst zu bestimmen und seinen Willen nicht bloß vor Menschen offen darzulegen, sondern auch in schwierigen Verwickelungen durch Besonnenheit oder Festigkeit durchzuführen, weit zurück. Es war die Neigung, welche ihn zur Bühne zog; aber die Heimlichkeit, womit er sie verbarg, hatte ihm die Schwäche voraus verkündigen können, mit welcher er sie nachher Jahre lang unterdrückte, dann zufällig wieder auffaßte,

und eben so planlos und gegen seine Verwandte versteckt begünstigte, als leicht wieder aufgab. Er sah sich selbst in den Fernen seiner Vergangenheit in einer dreifachen Gestalt, die durch keine geistige Einheit sich verbinden ließ. Die Beschäftigungen, die Studien, die Verbindungen des Kaufmannes waren ganz andere, als die des Schauspielers; jene hatten ihm diese nichts erleichtert, sie hatten sich nicht gleichsam nur umgeformt und amalgamirt. Und jetzt, nachdem er jene, wie diese, aufgegeben hatte, fand er in beiden nicht genug Stoff, um einen neuen Plan darauf zu gründen. Er mußte sie fahren lassen, ohne eben Gewinn davon ziehen zu können. Denn die Erfahrungen, die er durch sie etwa gemacht haben mochte, kamen ihm selbst sehr unbedeutend vor, wenn er abrechnete, wie vie-

132

les der Fortgang unsers Lebens in jeder nur denkbaren Richtung uns an solchen Klugheitssätzen einzusammeln Gelegenheit giebt.

Nein, sagte er zu sich selber, ich bin so wenig für die Kunst berufen, wie ich für die Beschäftigungs- und Lebensweise meines Schwagers auch noch jetzt den rechten Sinn finden könnte. Wem die Kunst nicht das Höchste ist, der thut auch Unrecht, sich für ihren Jünger zu halten, und wer um der Liebe zu einem Mädchen die Liebe zu ihr vergaß, der mußte sie auch wieder verlassen, da man nur die Mühe anwandte, ihn davon weglocken zu wollen. Aber wenn dieses alles leider wahr ist, welches Leben liegt denn jetzt vor mir? Soll ich, wie Jarno, wie der Abbé, oder wie Lo-

thario leben? Wird sich zu dem Militairstande je meine Natur eignen, oder die Thätigkeit des Gelehrten oder des Staatsmannes je nach allen versäumten Vorbereitungen von mir recht begreifen und lieb gewinnen lassen? Und ist es nicht dünkelhaft, das Leben eines Standes copiren zu wollen, in dem man geboren seyn muß, um in ihn hinein zu passen, und habe ich nicht selbst schon mehrmals Gelegenheit gehabt, die Lächerlichkeit und das unglückliche Loos derer zu beklagen, die sich in denselben hinein drängten? Und wird es mir je in dem Maße, wie Lothario'n, möglich seyn, ein solches einförmiges Leben mit interessanten Verwickelungen zu durchflechten, oder mit der selbstgeschaffenen wunderlichen Thätigkeit zu würzen, wie er und seine Freunde? Nein, nie! Es fehlt mir dazu

an Energie, an Sinn und auch wohl an Kälte.

So weit führten ihn seine Gedanken über sich selbst, sein früheres und künftiges Leben und den eigentlichen Gehalt desselben. Aber wenn ihn diese Betrachtungen schon beschäftigten, ja nicht wenig beunruhigten und eigentlich quälten, so blieb er doch nicht bei ihnen stehen. Die Menschen, mit welchen er umgegangen war, die auf ihn nur einigen Einfluß geäußert hatten, selbst seine Eltern in der Jugend und die unbedeutendsten Subjecte unter den Schauspielern mußten sich seinem Urtheil unterwerfen. Er hatte dabei gar nicht die deutliche Absicht, sich selbst zu entschuldigen, indem er so viele, die es gewiß nicht vermutheten, anklagte; vielmehr eiferte er gegen

sich selbst nicht weniger. Werner war ihm zu beschränkt und zu herzlos, Laertes zu gewöhnlich, Melina von einer Klasse, die man am besten nach dem ersten Gespräche mit ihnen aufgiebt, Serlo nur klug, nicht gebildet, alle Schauspielerinnen entweder verschroben oder niedrig. Aber diese alle konnten es für ein Glück halten, daß er sie als wie unter seinem Standort achtete, und darum mit einer unwillkührlichen Großmuth ihre vielen Gebrechen mehr bedauerte, als haßte. Aber mit eigentlicher Bitterkeit, die immer mehr stieg, je mehr seine Erinnerung sich die Einzelheiten der verflossenen Monate zurück rief, urtheilte er über die meisten von denen ab, die er erst unlängst verlassen hatte. Das Gefühl, ja die immer deutlichere Ueberzeugung, daß sie ihn wirklich an Klugheit und Erfahrung

übersahen, und daß sie dieses selbst zeitig genug bemerkt und eben nicht zu Erheiterung seines Lebens, vielmehr sehr willkührlich und vielleicht bloß zu ihrem Vortheile benutzt hatten, brachte ihn eigentlich auf. Man bequemt sich nicht leichter, Andere nach dem Maß ihrer sittlichen Reinheit zu messen, als wenn dieses Maß uns die Beschämung vergütet, welche sonstige Vorzüge derselben uns aufdringen. Es lag eben nicht in Wilhelms Gemüthsart, wie überhaupt nicht in der Art unausgebildeter und unbefestigter Charaktere, sich und Andere nach den strengen Foderungen des ewigen Rechten zu beurtheilen. Aber es war ihm nicht genug, an Jarno die unfreundliche Schroffheit seiner Aeußerungen, oder an Lothario die Unvorsichtigkeit seines Leichtsinnes zu tadeln; er empfand lebhaft das

Unwürdige des allgemeinen Benehmens gegen ihn, der als ein Gast in voller Freiheit zu ihnen gekommen war und verschiedentlich selbst Anspruch auf Dankbarkeit machen zu können sich bewußt war. Daß sie ihn als Schüler in der Schule des Lebens angesehen und behandelt hatten, daß der Schein ihrer Freundschaft nie eine durchzufühlende Kälte zu entfernen gewußt, daß sie mit ihrer geheimen Gesellschaft, durch die er weder in Erfahrungen, noch in ihrem Zutrauen weiter gekommen, ihn mystifizirt, daß sie ihn in seinem Verhältniß zu Theresen neben Lothario'n für unbedeutend geachtet und über sein Leben ganz willkührlich, ohne ihn nur zu Rathe zu nehmen, Plane geformt hatten — das alles, mit allen dazu gehörigen Einzelheiten und gravirenden Umständen, dachte er sich

selber wiederholt vor, und kam dadurch ungefähr in das nämliche Pathos, mit welchem er Aureliens Brief nach Lothario's Schlosse gebracht. Aber er war jetzt selbst der Gekränkte; er mußte es eingestehen, daß sie ihn nicht nur hatten täuschen wollen, sondern daß er wirklich mehrfach getäuscht war. Und was war natürlicher, als daß er jetzt länger in der Stimmung blieb, die sich damals so leicht verlor?

Ich hätte gleich zu Anfang vorsichtiger und zugleich kühner seyn sollen, sagte er. Was war es denn eigentlich, was mich umstimmte, was mir andere Gedanken eingab? War das etwa dazu geeignet, daß Lothario gerade damals so beschäftigt war wegen des Zweikampfes? Und warum kämpfte er? Wofür focht denn der edle,

bewunderte Mann? Für die Unschuld, oder für das Vaterland, oder das Recht? Nein, wegen eines zweiten Liebeshandels mit einer Ehefrau! Und war er dadurch etwa klüger worden? Erweckte die Gefahr etwa in ihm eine ernstere Würdigung des Lebens? War nicht zugleich mit mir in jenen Tagen die arme Lydie in seinem Hause, die, wie verwahrloset sie immer seyn mochte, doch wenigstens nicht verdiente, betrogen zu werden? Und welche saubere Geschichte, wodurch sein Verhältniß zu Theresen gestört wurde! Wahrlich ein Mensch, der es werth war, daß ich dagegen für nichts geachtet, daß mein Anspruch daneben für ungültig angesehen wurde! Und doch ist eben dieser Lothario unter ihnen allen noch der leidlichste. Denn der Abbé zum Beispiel. Sollte ihn die Schaam nicht an dem Sar-

kosage meiner Mignon zu Boden geworfen haben, wenn er dachte, daß er derselbe sey, welcher um alle Zügellosigkeiten des Lothario wissend, kein Wort des Ernstes in dem Geist seines Standes oder nur in seinem eignen Herzen zu finden weiß, der sich erniedrigt, um wie ein Kuppler die Lydie zu rechter Zeit zu entfernen, und die Briefe nicht spart, um einem unverzeihlichen Fehltritte Lothario's in der Schweiz recht genau nachzuforschen? Pfui über eine solche Bildung, die so wenig den Schmuz zu unterscheiden weiß! Und Jarno, der so hochfahrend mich als einen Knaben behandelte, ist er nur ein Weniges besser? Sind das die Menschen, welche es übernehmen dürfen, andere erziehen und lenken zu wollen? Sie, die weder durch irgend eine große und richtige Ansicht der menschlichen oder der

Volksverhältnisse, noch durch irgend eine viele Verwirrungen aufhellende oder ersparende Wahrheit, noch durch irgend eine geregelte, segnende Thätigkeit für Andere, die weder durch sittlichen Adel, noch durch Begeisterung für irgend etwas Würdiges ihre Anmaßungen gerechtfertigt haben, die selbst noch der Erziehung so sehr benöthigt sind, durften sie es wagen, sich den Lehrbrief auszuschreiben oder ausschreiben zu lassen, und sich nun für Meister zu halten? Nein, mich sollen die sublimen Sentenzen, die mir vorgelesen wurden, nicht weiter irre machen. Ich preise mich selber glücklich, daß ich aus ihrer Mitte herausgetreten bin, und mein guter Schutzgeist bewahre mich davor, daß ich je von irgend einem unter ihnen das Ebenbild werde! — Er zog den Lehrbrief aus seinem Busen und las die ersten Sätze

durch. Unverständige, hochfahrende und doch nichts bedeutende Phrasen! rief er aus. Sie sollen mich nicht weiter irre machen! Er machte Anstalt, ihn zu zerreißen. Da fiel ihm ein, daß es wenig helfen werde, indem er doch wahrscheinlich im nahen Umgange mit jenen Männern seine Tage zubringen müsse. Er hielt inne und sann über seine Zukunft nach. Es dünkte ihm, als ob sie selber wenig auf ein künftiges vertrauliches Verhältniß gerechnet hätten. O, es ist immer wahrscheinlich genug, sagte er, daß ich ihnen auch dazu nicht so ganz nach ihrer Form bin, daß auch da die Klugheit ihre schmuzigen Hände hineinstreckt! Was kümmert sie Nataliens Erklärung, was mehr, als Theresens noch weit bündigere? Und was werde ich in der Abwesenheit ihren feinen Wendungen, An-

deutungen, Winken und Beredungen entgegen stellen können, wenn sie daran arbeiten, die erst so lose geknüpfte Verbindung wieder zu trennen? Ach, Natalie, mußte ich dich denn gerade unter diesen Menschen finden?

Wenn wir diesen unzufriedenen Gedanken unsers Freundes, die wir für jetzt nicht weiter verfolgen wollen, auch nicht ganz beistimmen können und mögen; so ist es doch gewiß, daß sie nicht durchaus unrichtig waren, sondern ihre Veranlassung allerdings in dem Benehmen hatten, welches man sich nur zu lange gegen ihn erlaubt. Wir erinnern uns, daß er das Unbefugte, welches in diesem Benehmen lag, schon früher öfter fühlte, und man wird es ihm schwerlich verargen, wenn er

sein Urtheil über mehrere, sonst gewiß nicht ganz unbedeutende Menschen darnach vornehmlich bestimmte. Wenn er aber in einzelnen Umständen und Deutungen zu weit ging, so mag man das durch die lange Zurückhaltung seines Unmuths und durch die Einsamkeit, die selten zur Beruhigung über erlittenes Unrecht taugt, zwar erklären und durch die gleiche Strenge, womit er in seinem Mißmuth sich selber beurtheilte, sogar entschuldigen; aber es bewies doch immer, daß er seinen alten Fehler noch nicht abgelegt hatte, der ihn schon zu so vielen Irrthümern und Irrgängen ableitete. Uebrigens bedauern wir ihn wirklich; denn mußte er es sich nicht nothgedrungen selber gestehen, daß er diese Reise ganz eigentlich planlos angetreten; daß er selbst nicht sagen könne, durch

welche eigengewählte Beweggründe er von seiner Geliebten fortzuwandern bestimmt worden sey?

Drittes Capitel.

Ein Mann in bürgerlicher Kleidung unterbrach den trüben Gedankengang unsers Freundes, indem er unerwartet vor ihm stehend, mit einem zutraulichen Gruße ihn anredete.

„Sie scheinen diese überaus schöne Aussicht in den vollen Frühling nur mit einer sehr getheilten Aufmerksamkeit zubetrachten.“

Wilhelm war verwirrt. Die mehr als mittlere Größe des Fremden, ein Paar hell eindringende Augen über einer römischen Nase, und die Würde des Tones, in welchem der Fremde sprach, neben dem Wohlwollen, was sich um seine Lippen ausdrückte, erregten seine Aufmerksamkeit. Zugleich aber wußte er nicht, ob der Unbekannte nicht schon länger neben ihm gestanden, ja nicht einmal, ob er nicht sogar einige seiner lauten Ausrufungen vernommen habe.

„Es gehört viel dazu," erwiederte er aufstehend, „um alle Erscheinungen der Natur jedesmal, wie unerwartet sie sich auch zeigen, doch mit dem Sinne zu betrachten, der sie ganz zu würdigen geeignet ist. Diese Landschaft zum Beispiel in der

Beleuchtung des beginnenden Abends, mit dem Ausdrucke der glücklichsten Ruhe in ihrer ganzen Ausdehnung verlangt, um genossen zu werden, ein Herz, das zugleich in sich selber nichts Störendes findet, ein Gemüth, das zugleich mit allen seinen eignen innern und geselligen Verhältnissen Ursache hat, zufrieden zu seyn."

„Sie urtheilen sehr richtig. Aber es scheint mir doch, daß eben Sie dadurch nicht abgehalten werden dürften, um diese Landschaft, die Sie vielleicht zum erstenmale sehen, mit einer heitern Aufmerksamkeit zu betrachten."

„Und doch vielleicht," sagte Wilhelm. „Aber Sie werden wohl nicht vermuthen, daß eine weitere Unterhaltung hier-

über mich stimmen könne, gerade jetzt heiterer zu werden, als ich bin. Es scheint ohnehin Zeit, daß ich mein Kind wecke und an den Schluß meines heutigen Weges denke."

Er empfahl sich und ging an den Platz, wo der Knabe noch fest auf dem Schooße des Bauers schlief, der sich ebenfalls an den Stamm der Buche zurückgelehnt hatte und eingeschlafen war. Er rüttelte sie Beide wach; denn die Sonne hatte sich bereits merklich gesenkt. Der Alte erschrak heftig, wie er sich besann, daß er zu Abend noch wieder zu Hause bei seiner Frau zu seyn versprochen hatte, und trieb sehr zur Eile. Auch Felix ermunterte sich, der Bauer hob ihn auf das Thier und lei-

tete ihn vorsichtig die Straße in das Thal hinunter.

„Es scheint, wir nehmen Beide denselben Weg," redete der Fremde Wilhelmen wieder an, als dieser in der Niederung sich links gegen den Strom hinauf wandte, wo er bei einem Bauer stehen geblieben war.

„Eine Zeitlang wenigstens," versetzte Wilhelm, „ich weiß aber selbst nicht genau zu sagen, wie lange, indem ich hier ganz fremde bin."

Der Bauer sagte, das Schloß, wohin er gedenke, liege hinter dem großen Dorfe, was man schon oben so deutlich habe sehen können. Er fragte zugleich den Fremden, ob man im Nothfalle wohl irgend wo werde

übernachten können, indem es ihm hart falle, nach eingebrochener Nacht durch den langen Wald zurückzuziehen.

„Sehr leicht," antwortete der Fremde. „Es ist ein für mich sehr angenehmer Zufall," wendete er sich gegen Wilhelm, „der uns hier zusammen führt. Ich wohne selbst auf dem Schlosse, welches Sie zu besuchen gedenken, und wenn ich nicht irre, so glaube ich unsern willkommenen Gast schon zu kennen. Sind Sie nicht Herr Meister? Und ist dieser schöne Knabe nicht Ihr Sohn?"

Wilhelm bejahete beides. Der Fremde erläuterte, daß der Marchese Cipriani schon vor mehreren Tagen bei ihnen gewesen sey, in der Hoffnung, seinen künftigen Reisege=

fährten daselbst zu finden, aber nach kaum zwei Tagen wieder abgereiset sey, weil er in einer der nächsten Residenzen zwei vornehme Landsleute gefunden habe, die in ähnlicher Absicht, wie er, sich im Auslande befänden. „Leider," fuhr er fort, „finden Sie gerade jetzt auch den Baron mit seiner Gemahlin nicht zu Hause. Sie sind ebenfalls abgereiset, um mit einer verwandten gräflichen Familie zusammen zu treffen und wegen eines ansehnlichen Verkaufes selbst zu unterhandeln. Indeß hoffen sie bestimmt, bei ihrer Zurückkunft Sie bei uns zu finden, und trauten es mir zu, daß ich Sie schon so lange werde festzuhalten wissen."

Es war der Hauptmann von Coucy, wie unser Freund im Verfolge des Gespräches erfuhr, mit welchem er so zufällig zu-

sammen getroffen war. Er übergab ihm einen Brief von dem Abbé, der einstweilen unerbrochen eingesteckt wurde, und gesellte sich nun zu ihm, um langsam hinter dem vorauf reitenden Knaben im Gespräche den Rest des Weges zurück zu legen.

„Sie finden," fuhr der Hauptmann fort, „auf dem Schlosse gegenwärtig nur die Tochter des Barons aus der ersten Ehe, Mathilde, ein sehr braves Mädchen, das Ihrer persönlichen Bekanntschaft erwartungsvoll entgegen sieht. Denn ich darf Ihnen nicht verschweigen, daß wir wenigstens mit einem Theil Ihrer früheren Begebenheiten schon bekannt geworden sind, vornehmlich durch den Marchese, der uns durch die Geschichte seiner unglücklichen Nichte, die er mit vieler Theilnahme erzählte, nicht sowohl

unterhalten als gerührt hat. Der Baron und seine Gemahlin waren, wie ich so eben erwähnte, damals nicht gegenwärtig; indeß hat Mathilde den Vorfall ihrem Vater geschrieben, und wir erhielten erst heute noch von ihm einen Brief, worin er wiederholt darauf dringt, daß wir Sie bis zu seiner Zurückkunft bei uns fest zu halten suchen. Es ist leicht möglich, daß er Sie bereits früher persönlich kennen gelernt hat, und wenn nicht dringende Beweggründe Sie zur Eile zwingen, so werden Sie gewiß gern seine Wünsche erfüllen, wir aber werden alles Mögliche thun, um Ihnen das zu erleichtern."

Wilhelm äußerte sich auf diese Einladung verbindlich und war nur ungewiß, ob er des Marchese wegen einen solchen Ver=

zug von ungewisser Dauer sich erlauben dürfe.

„Wie mir scheint, ohne Bedenken,“ versetzte der Hauptmann. „Das nämliche, was ich Ihnen sage, erwähnte ich auch gegen ihn, und ich glaube nicht, daß er die Verspätung des Zusammentreffens sehr bedauern wird. Unläugbar fühlt er sich Ihnen aufs stärkste verpflichtet; dadurch bleibt es indeß noch immer unausgemacht, ob ein längeres und vertraulicheres Zusammenleben, wie es jede Reise fodert, für Sie Beide sehr reich an angenehmen und nützlichen Folgen seyn würde, da Sie durch Jahre, Stand, Ansichten und nationelle Eigenthümlichkeit doch vielleicht merklich unterschieden sind.“

Was der Hauptmann hier aussprach,

hatte Wilhelm selbst schon heimlich gedacht und sich nur nicht deutlich zu gestehen gewagt, weil er sich vor dem eigenen Vorwurf der Unentschlossenheit, wie der Unbeständigkeit fürchtete. Aus keinem andern Grunde hatte er seine bisherige Reise so geflissentlich verlängert, als weil er in ihrer Freiheit einen Genuß empfand, den er nach so langer Entbehrung in der erwarteten Gesellschaft abermals zu verlieren fürchtete. Das ganze Benehmen seines neuen Bekannten, die Würde und Klarheit, welche in seinem Gesicht ausgeprägt schien, das reine Wohlwollen seiner Aeußerungen luden ihn eben so stark ein, in einen längeren Verzug zu willigen. Doch beschloß er bei sich, eine Erklärung darüber bis auf die nächsten Tage auszustellen.

Viertes Capitel.

Die Sonne senkte sich den Bergen zu und flammte mit blitzenden Lichtern in den, aus dem ruhigen Wasser aufsteigenden Nebel hinein und durch die neu begrünten, hin und wieder die Wiesen scheidenden Gebüsche und Lustwäldchen. Sie kamen an das schon aus der Ferne bemerkte weitläuftige Dorf. Die ältern Bewohner standen oder saßen fast überall ruhig vor

den Thüren und die Kinder haschten nach den tanzenden Mücken. Alle Häuser waren von außen sauber, mit weißen Wänden, und roth oder blau angestrichenem Gebälk und ohne die Nachbarschaft der Unreinlichkeit, wie in den meisten andern Dörfern unsers Vaterlandes. Vor manchen Wohnungen standen Bäume, und hin und wieder saßen gesunde und heitere Mädchen mit ihren Spinnrädern zusammen. Die jungen Bursche, die mit den Eggen vom Acker kamen, knallten mit den Peitschen und sangen dazwischen einzelne Verse: sie hatten alle einen starken Gliederbau und ein lebhaftes Auge, und manche von den Spinnerinnen sahen verschämt auf und grüßten sie.

Auch Wilhelm und der Hauptmann

wurden von allen Seiten her sehr freundlich und achtungsvoll, ohne alle unbeholfene Verlegenheit begrüßt; am meisten aber der Knabe von den Kindern. Wie Felix die vielen reinlichen umherspringenden Knaben und Mädchen sah, bekam er große Lust, von seinem Esel herabzusteigen und sich unter sie zu mischen. Er rief ihnen zu und sie liefen dafür neben ihm her. Der alte Bauer versuchte einige Male ein ernsthaftes Gesicht zu machen, weil er denken mochte, in dem Auftritte liege etwas für ihn Beschämendes. Aber das junge Volk mochte merken, daß es ihm damit nicht so ganz gemeint sey, und das Gefolge wurde immer zahlreicher. Die alten Männer und Frauen sahen lächelnd dem Gejauchze ihrer Kleinen um den schönen Knaben zu, der allen einzelnen, wie

längst bekannten Gespielen zunickte. — Die väterliche Freude, welche unser Freund bei diesem Auftritte empfand, stimmte ihn endlich heiter. Er sammelte alle freundlichen Blicke ein, die sich von beiden Seiten auf sein Kind hinrichteten. Ja, er hatte schon Lust, an einem für ihn so reizenden Orte ein wenig anzuhalten; aber sein Begleiter sagte ihm, daß das Schloß, welchem auch dieses Dorf zugehöre, schon ganz nahe sey und nur durch die Gebüsche des zwischen inne liegenden Parkes verdeckt werde. Man könne, bemerkte er, aus dem Anblicke dieses Dorfes abnehmen, daß der Baron ein sehr guter Herr für seine Unterthanen sey und überhaupt, daß es nur einer liberalen Behandlung bedürfe, um auch dem Stande der Landleute eine schönere Außenseite zu geben.

Wilhelm stimmte darin von Herzen ein. Er bemerkte, daß er sich nicht erinnern könne, in irgend einem Dorfe so viel Ausdruck in den Gesichtern gefunden zu haben. In den meisten gelte noch das, was ein alter Schriftsteller von den Germaniern seiner Zeit bemerke, daß sie insgesammt sehr robust, aber durch eine unbestimmte Gleichheit der Züge fast alle sich wie Geschwister ähnlich sähen. Hier aber finde er wirklich die größere Bestimmtheit der Physiognomie, wie sie meist nur den Städten eigen sey, mit der dem Landleben eigenthümlichen kernigen Gesundheit verbunden.

Die letzten Häuser des Dorfes waren unmittelbar von Gebüschen begränzt, die schon zu dem Parke des freiherrlichen

Schlosses gehörten. Hohe Alleen durchschnitten denselben in geräumige Vierecke und liefen zum Theil weit hinaus durch die Bergwaldungen bis oben auf die Höhen. Zwischen inne lagen Gebüsche, Wiesen, Blumengärten in einem angenehmen Wechsel. Die Anlage schien, gegen die Gewohnheit der meisten ähnlichen bei uns, ausgedehnt und einfach, ohne alle Künsteleien und Verrenkungen der Natur.

Eine hohe Taxuswand begränzte den, dem Schlosse zunächst liegenden Baum- und Blumengarten gegen die Straße zu. Die Klänge einer Guitarre wurden vernehmlich. „Es ist meine junge Freundin,“ sagte der Hauptmann. „Lassen Sie uns leise uns nähern; denn sie singt gewöhnlich Lieder, welche sie selbst verfertigt hat und

der Ausdruck der darin enthaltenen Gedanken ist gar nicht übel."

Ein himmelblaues Gewand schimmerte in der Dämmerung durch die Nadeln des Taxus; sie hielten sich still. Eine sehr klare Stimme sang folgende Worte:

Das ist der Zauber, der uns allen Klagen
So süß entwöhnt,
Wenn Herz und Welt in einem Lautmaß schlagen
Ganz ausgesöhnt.
Da ist der alte Himmel noch zu finden —

„Mignon! o liebe Mignon!" rief hier der Knabe aus, und störte damit die Sängerin, wie die lauschenden Männer. Da er das Wort Himmel hörte, fiel es ihm plötzlich ein, es müsse Mignon seyn; denn

sie hatte in ihrer letzten Zeit mit ihm viel vom Himmel gesprochen. Eine gewaltige Sehnsucht nach der verlorenen Gespielin schien das Kind zu übermeistern: es ließ sich nicht halten. Der Führer mußte es von dem Thiere herunter nehmen. Und kaum hatte es die Erde berührt, so suchte es ein kleines Loch in der Taxuswand und kroch hindurch.

Wilhelm war über den Vorfall ein wenig verlegen. „Nehmen Sie das Kind mit in's Haus, Mathilde," rief der Hauptmann, „wir werden auch bald da seyn."

„Gern," rief sie, sich entfernend, zur Antwort. „Komm denn, lieber Felix," setzte sie gegen das Kind hinzu. — Als die Männer vor dem Schlosse ankamen, waren

schon einige Bediente mit Lichtern in der geöffneten Thür und Mathilde stand mit dem Knaben auf der Vortreppe. „Siehe, das ist mein Vater," rief der Knabe, „und er hat mich recht lieb, wenn ich artig bin."

„Ich bringe Ihnen einen willkommenen Gast mit," sagte der Hauptmann; „errathen Sie, wen?"

„Wie sollte ich nicht?" entgegnete sie. „Der gute Felix hat mir schon alles erzählt und ich bin schon seine Freundin geworden, seine Mignon. Und schon früher," wendete sie sich gegen den Gast, „hat der Marchese Cipriani uns von vielem, was Sie betrifft, eine sehr lebhafte Schilderung gemacht, von Ihrer Mignon, von

dem unglücklichen Harfner und auch von diesem losen, kleinen Engel. Sie dürfen gar nicht fürchten, uns noch unbekannt zu seyn. Kommen Sie nur schnell und machen Sie sich's so bequem, als es bei unserer verödeten Haushaltung möglich werden will. Wollen Sie unsern Gast nicht für's erste in mein Zimmer führen, lieber Coucy? Sie wissen, daß die andern noch theils verschlossen, theils unaufgeräumt sind. Ich werde sogleich bei Ihnen seyn," sagte sie freundlich im Weggehen.

Wilhelm war durch ihren unvermutheten Anblick, und zwar zunächst durch die ungewöhnliche Schönheit ihres Aeußeren, auf's stärkste überrascht, so daß er es selbst vergaß, die kindliche Dreistigkeit seines Felix mit einigen Worten zu entschuldigen.

Ueberhaupt mag ein junger Mann, der für reine Schönheit einen offenen Sinn hat, immerhin bereits eine Wahl getroffen haben und derselben nicht bloß aus Grundsätzen, sondern mit inniger Zufriedenheit treu seyn; so wird das doch nicht hindern, daß jede reine weibliche Schönheit auf ihn einen starken, unwillkührlichen Eindruck mache. Denn was könnte in der Liebe für ein Grund enthalten seyn, daß die Wahrnehmung und Bewunderung des wahrhaft Schönen dadurch gehindert, beschränkt oder unterdrückt werden sollte? Mathilde war in dem Alter zwischen achtzehn und neunzehn Jahren; ihre körperliche Natur war vollkommen ausgebildet, ihr Wuchs schlank und doch kraftvoll, lebendig jede Muskel. In ihren Mienen, in ihrer ganzen Haltung war nichts Unentwickeltes

mehr zurückgeblieben, nichts was an die Kindheit erinnerte, als nur der namenlose, allmächtige Zauber der Unschuld, die so wenig die Begierde als den Haß und das Mißtrauen kennt. Diese gab ihr den einzigen Reiz der frühern Jahre, der in seiner längern Dauer so himmlisch schön wird, das Ansehen einer Jugendgöttin, deren Blüthenzeit an keine Vergänglichkeit erinnert, weil die Weisheit zu ihr ohne das Geleit der Schuld kam.

Sie traten in ein höchst sauberes, in reinem Quadrat gebautes Zimmer, dem die grünen Tapeten, die Stuccatur an der Decke und die großen Scheiben ein freundliches Ansehen gaben. Es war nicht zu groß, um traulich bleiben zu können, und alte Platanen vor den Fenstern vertraten

die Stelle der Jalousien. Ein Schreibepult von Mahagonyholz war offen und schien nach dem darauf liegenden Papier noch vor kurzem benutzt zu seyn. Doch stand auch ein Stickrahmen daneben, und an der Wand lehnte ein anderer Rahmen mit einem darin gespannten Pastellgemälde.

Schon kam Mathilde wieder herein mit einer Flasche und Gläsern, und Felix trug ihr Gebäckwerk auf einem Teller nach. „Mein guter Felix hilft mir schon," sagte sie, „wir Beiden werden schon das Nöthige herbeischaffen. Komm, Lieber, der Sessel für den Vater steht noch draußen." Das Kind schien gar keine Müdigkeit mehr zu empfinden, vielmehr war es reizend zu sehen, wie sich der Stolz der Männlichkeit bei den kleinen Anstrengungen in dem blü-

henden Knaben offenbarte. Ein rother, mit Sammet gepolsterter Sessel wurde hereingezogen und an den Ofen gerückt. Wilhelm mußte seinem Kinde folgen und sich hineinsetzen. „Es ist der Sessel meines lieben seligen Großvaters,“ sagte Mathilde, „und darum habe ich ihn so gern auf meinem Zimmer.“ Sie setzte sich mit dem Hauptmanne neben ihn. Felix zog eine Fußbank herbei und fand seinen Platz zwischen ihr und dem Vater.

Unser Freund fand in dem ganzen Hergange etwas für ihn sehr Anziehendes, ja, man könnte wohl sagen, Rührendes. Das Glück der Häuslichkeit, eines wohl eingerichteten Familienlebens, war ihm noch nie so fühlbar geworden, und seitdem er sein elterliches Haus verlassen, war er nie

in eigentliche Familien als Glied aufgenommen worden, war er darum auch nie an die allgemeinste und wichtigste Verbindung der Menschheit eigentlich erinnert worden. Jetzt dachte er sich, veranlaßt durch die Reden seines Kindes, in die Stimmung eines Hausvaters, den Weib und Kind am Abend empfangen und wenn er müde ist, alle Bequemlichkeiten mit wetteifernder Liebe herbeischaffen. Er dachte sich seines Kindes Mutter, aber sie wollte nicht recht in das Bild, welches er sich gern ausgemalt hätte, passen. Von Philinen und Aurelien wendeten sich seine Gedanken ab, selbst bei Theresen fand er wohl die fürsorgende Geschäftigkeit, aber nicht die Herzlichkeit, die uns ganz wohl macht. Nur Natalie schien sich an Mathildens Stelle denken zu lassen, und doch

waren alle Umstände so, daß nur diese selbst ganz in seine Vorstellung hinein paßte. Er überließ sich seinen Gedanken, und erinnerte sich zum erstenmale mit Wehmuth, daß er noch eine lange Reise vor sich habe.

Der Hauptmann schien seine Gedanken wenigstens zum Theil zu errathen, und den langen Blick zu verstehen, den er der Herausgehenden, ohne davon zu wissen, nachschickte.

„Sie finden,“ sagte er, da sie allein waren, „in Mathilden ein durchaus braves, hellsehendes, unschuldiges Mädchen, was Sie mir vorläufig glauben mögen, da es wirklich das wenigste ist, was ich von ihr sagen kann. Ich glaube, daß es

Ihnen unter uns wohl werden wird, ja, daß Sie selbst dieses schon zu empfinden anfangen. Lassen Sie mich denn gleich Anfangs Sie offen bitten, mit Mathilden nicht anders umzugehen, wie Sie bemerken, daß ich mit ihr umgehe, etwa wie ein älterer Bruder mit seiner erwachsenen Schwester. Sie wissen schon von mir, daß ich ihre treffliche Natur zu entwickeln mir zum Geschäft gemacht habe. Ich habe sie männliche Kraft und Klarheit hochachten gelehrt, weil mir das talentvollste Weib zu verlieren scheint, wenn es ihr an dieser innern Bescheidenheit fehlt. Sie ist gewohnt, diese Bescheidenheit gegen alle Männer zu fühlen, und ich wünschte, daß auch Sie durch Ihren Umgang dieselbe zu erhalten suchten."

„O, Freund," rief Wilhelm aus, „wie können Sie von mir fordern, daß ich darin Ihnen gleichen soll? Ich, der ich noch so wenig mir selber klar bin, so wenig die innere Einheit meines Wesens sey es gewonnen oder bewahrt habe? Sie beschämen mich, indem Sie von mir fordern, was ich billig sollte leisten können, und doch nicht kann. Oder soll ich mich in Dünkel erheben, nur damit sie, die viel weiter ist als ich, in ihrer Demuth bleibe?"

„Nein," versetzte der Hauptmann, „ich bitte Sie um nichts, als um Anspruchlosigkeit und Wahrheit in Ihrem Umgange. Machen Sie keine Forderungen, und dann werden Sie nicht zu schüchtern seyn, um Ihre wirkliche Ueberlegenheit im Wissen und Denken unbefangen zu äußern. War-

um sollte nicht auch ein junger Mann sich in diese Umgangsweise finden können, die alle Väter und Mütter, alle Erzieher und alle älteren Brüder für die beste achten?"

Fünftes Capitel.

Die Morgensonne weckte unsern Freund, indem sie lebhaft vom Garten her in sein Schlafgemach blitzte. Er sprang auf und kleidete sich eilig an. Der Knabe schlief in seinem kleinen Bette noch fest. Er wollte ihn nicht wecken, sondern gab nur einem alten freundlichen Bedienten Auftrag, seinetwegen zu Zeiten nachzusehen, und eilte hinunter in den Garten. Er

fühlte sich so munter, daß es ihm unmöglich schien, im Hause zu bleiben. Eine herrliche Luft wehte in den breiten geraden Gängen und über die stark bethauten Stauden und Blumen. Die Berge standen in Nebel eingehüllt und schienen zu rauchen, die Wiesen waren mit Silber übersponnen, der Fluß plätscherte hörbar und einige Pochwerke schallten herüber mit ihren Schlägen.

Er ging langsam den breiten, mit buntem Kies bestreueten Gang des Gartens hinab. Das Erfrischende des Morgens that ihm innig wohl; ihm war, als wenn die Frühlingsluft durch die Winkel seiner Seele wehte, er war mit der ganzen Welt zufrieden. In den einzelnen Tönen, womit die Vögel einander zuriefen, in dem

noch frischfarbigen Glanze aller Blüthen, in dem blauen Grunde der Ferne, welcher durch ausgehauene Stellen sichtbar blieb, fand er einen Stoff der Freude, den er bisher nie darin gefunden hatte. Er konnte nicht begreifen, wie ihm dieses reine Wohlgefallen an der Natur bisher habe so fremd bleiben, wie die geselligen Verhältnisse ihn so ganz hätten beschäftigen können. Er glaubte jetzt zum ersten Male den eigentlichen Reiz des ländlichen Lebens zu würdigen; es war ihm, als fühle er sich, wenn nicht eben hier, doch in der schönen großen Welt erst jetzt eigentlich zu Hause.

„Ja," sagte er, „es giebt ein Leben in der Welt, in der eigentlich rechten, großen Welt, wie es ein Leben in dem

eigenen Herzen und ein Leben unter den Menschen giebt. Es gilt nur, den rechten Sinn dafür zu haben und ihn durch Uebung zu entwickeln. Man muß die Natur lieben, wie man die geselligen Kreise, oder die Gedankenbeschäftigung liebt, man muß sie hochachten, man muß sie nur nicht für todt halten, sondern glauben, daß auch in der Natur ein großes Leben sich rege, daß der aufmerksame Sinn seine Pulsschläge vernehmen könne, daß sie unsere Liebe verdiene und uns verwandt sey. Ist es nicht die eigentlich ursprüngliche Poesie der ganzen Menschheit, welche aus diesem befreundeten Leben mit der Natur entsprang, und ist es nicht das sehnsüchtig zurückgewünschte goldene Weltalter aller Völker, worin die Thiere redeten, die Pflanzen fühlten, die Quellen Leben, und

die Berge, Ströme, Sterne ein menschenähnliches Gemüth hatten, weil der glückliche Glaube in der ganzen großen Natur noch eine Seele fand? Ja, wer kann es läugnen, daß nicht noch jetzt, wo für das gesellige Leben so viel Reiz zusammengesucht worden ist, wo das Leben im Herzen eine so reine Gestalt annehmen kann, daß nicht noch jetzt derjenige den freundlichsten und besten Weg gehe, welcher mit der Natur und eigentlich in der Welt lebt?

Er hing diesen Gedanken mit einem so heitern Sinne nach, daß sie sich ganz ohne Anstrengung, wie von selbst, aus ihm immer weiter entwickelten. Ueberdem war er zu einer Bank an der Taxuswand gekommen, die vermuthlich dieselbe war, neben welcher er gestern Mathildens Gesang

belauscht hatte und ihm fielen die Worte desselben ein. „O, wahrhaft heilige Einfalt,“ rief er, „du wirst von der Gottheit prophetischer Worte gewürdigt, deren ganzen Sinn du selbst vielleicht nicht zu durchblikken weißt! Ja, das ist es, wo Herz und Welt in einem Lautmaß schlagen, wie Herz und Herz, wo der Mensch die Kälte gegen die mütterliche Natur fahren läßt und sich zu ihr zurückwendet, da ist Genesung von aller Klage, da ist der alte Himmel noch zu finden, den wir schon längst verloren glaubten. Das Paradies ist noch da, wir müssen nur in die goldene Zeit wieder zurückkehren.“

Mathilde kam mit dem Hauptmanne aus einer der größeren Alleen des Parks ihm entgegen. Sie waren Beide eben so

heiter, wie er. „Wie?“ riefen sie ihm zu, „sind Sie schon aufgestanden? Wenn wir es doch nur hätten vermuthen können, wir würden Sie abgerufen haben. Aber wir dachten, Sie würden noch lange ruhen.“

„Nun,“ sagte Mathilde, „wird uns der Frühtrunk trefflich schmecken: ich denke, wir lassen ihn hierher bringen. Sie scheuen ja die Morgenkühle nicht?“

„Gottlob, nein,“ sagte Wilhelm, im behaglichen Gefühle seiner Gesundheit.

„Schön,“ sagte Mathilde, „das paßt ja vortrefflich zu unserm Leben; wir stehen alle Morgen spätestens um Fünf auf und gehen dann gleich ins Freie. Es freut mich nur, daß Sie, unge=

achtet Ihrer längern Reise, so sehr heiter sind."

Sie entfernte sich, um den Bedienten im Hause die nöthigen Weisungen zu geben, und der Hauptmann führte indeß Wilhelm zu einem sanften Abhange, von dem man über den Fluß auf die jenseitigen Aecker und Wiesen hinaus sah. Aus einem nahen Gartenhause holten sie Strohmatten, die sie über das bethauete Gras ausbreiteten. Mathilde kam mit dem alten Bedienten zurück und auch Felix war schon in ihrem Geleite. Man setzte sich auf die Matten in die Runde und jedem war das Gefühl des Wohlbehagens anzusehen.

„Es freut mich herzlich," sagte der Hauptmann, „daß Ihr Körper Ihnen ein

solches Leben erlaubt. Wer nicht im Früh- und Abendthau, ja mitunter bei Nacht draußen seyn kann, ohne Schnupfen und Husten, wer nur so um Mittag eine Stunde geht oder fährt: dessen Gedanken bilden sich immer auch vornehmlich nach der engen Stube und es nutzt ihm wenig, daß er seinen Sinn durch das Studium der Künste und Wissenschaften freier zu machen sucht. Sie wundern sich vielleicht, daß ich diese Ueberzeugung so bestimmt äußere, denn die Naturschwärmerei hat in unsern gebildeten Zirkeln und in der tonangebenden Schriftstellerwelt merklich abgenommen und gilt als ziemlich veraltet. Dagegen ist wieder eine Art von künstlicher Philologie Mode geworden, die nur darin zerfällt, daß Einige die griechische Weise als antik, Andere das Mittelalter als romantisch sich

zum Studium wählen. Aber, mich dünkt, Mode und Zeitgeschmack dürfen hier gar nicht gefragt werden. Die frühere Tändelei mit Naturscenen und dadurch aufgeregten Empfindungen war auch nur Mode und darum vergänglich. Die Menschen blieben dabei in ihrem Stubenleben und wollten die Welt anders ansehen, ohne sich zu verändern. Wenn ja der eine und andere mehr als sonst in Wäldern und Thälern umherstreifte, so war es nur, um seine aus den Büchern mitgenommenen Empfindungen wie ein gelerntes Lied im Freien herzusagen, oder für Bücher und Gespräche neue Empfindungen sich selber abzulauschen. Das aber war kein Leben in und mit der Natur und konnte nicht dauern. Aber zu allen Zeiten wird es wahr bleiben, daß die Naturwelt den

Menschen mit erziehen müsse, daß nur im Einverständniß mit dem Naturberufe des Menschen, da wo dieser die ihm bestimmte Stelle in der großen Welt wirklich ausfüllt, das Fundament eines recht kraftvollen Lebens gelegt werden könne."

„Allerdings," versetzte Wilhelm; „ähnliche Gedanken beschäftigten mich schon vorhin, wie ich im Garten allein war. Ich habe vorlängst die Bekenntnisse einer schönen Seele gelesen, von der man am richtigsten sagen könnte, daß sie ein Leben des Herzens in und mit dem Herzen geführt habe. Und eben so habe ich Gelegenheit gehabt, vielfältig mit Menschen umzugehen, die eigentlich nur ein geselliges Leben führten, deren einsame Stunden nur allein Vorbereitungen auf die gesellschaftlichen

waren. Beide Klassen scheinen mir so wesentlich verschieden zu seyn, daß es nicht möglich ist, sie mit einander auszusöhnen. Wer sich für die Geselligkeit vorzugsweise bildet, der wird eine gewisse angenehme Leichtigkeit aller Formen des Ausdrucks, einen gewissen Reiz seines Benehmens, eine größere Sicherheit gegen kleine Verlegenheiten und andere nicht ganz zu verschmähende Vorzüge immer voraus behalten, und wo diese Bildung nicht nach den oft willkührlichen Foderungen einer modischen Convenienz eingerichtet wird, wo man sie mit Geist und Freiheit verbunden sieht, da ist es unmöglich, daß sie nicht gefällig erscheinen sollte. Immer werden diejenigen Menschen, welche mehr in sich, in ihrer eigenen Seele oder in ihrem Herzen leben, an äußerer Annehmlichkeit gegen jene zurück-

stehen; aber sie finden sich dafür entschädigt durch Vortheile anderer Art, deren Werth sich noch weniger verkennen läßt. Wenn die gesellige Bildung uns gegen kleinere Verlegenheiten, wie sie der Umgang oft herbeiführt, sichert; so verwahrt uns das Leben des Herzens, wie es scheint, gegen den übermächtigen Eindruck widriger Schicksale und trauriger Erfahrungen. Es lehrt auch nicht bloß eine äußerliche Anspruchlosigkeit, sondern eine wahre innere Bescheidenheit sowohl gegen Menschen, als gegen das Schicksal. Es macht für die geselligen Stunden nicht geradezu untauglich, und giebt doch der Zeit, die man mit sich allein zuzubringen hat, einen Gehalt, welcher ihr ohne das fühlbar entgeht. Und wenn die gesellige Bildung es erleichtert, äußere Plane zu erreichen; so hat das Ge-

schäft der innern Bildung es dagegen voraus, daß es dem eigentlichen Leben eine Planmäßigkeit giebt, die doch unendlich bedeutender ist. Außerhalb beiden Klassen aber glaube ich eine dritte zu bemerken, wohin ich diejenigen zählen möchte, die weder zunächst für die größern geselligen Zirkel, noch auch zunächst für die Sphäre rein innerlicher Gedanken und Gefühle leben, die, wie Sie vorhin sich ausdrückten, den Standpunkt behaupten, welchen die Natur selbst den Menschen angewiesen zu haben scheint, die sich weder aus der sogenannten Welt in sich selbst zurückziehen, noch aus sich herausgehen, um in jener zu leben, sondern körperlich, wie geistig sich der Natur vertraut halten, und so wenig mit sich, wie mit der Menschheit zerfallen."

„Sie haben in Wahrheit ein glückliches Talent sowohl zur Beobachtung," rief der Hauptmann aus, „als Ihre Beobachtungen in deutlichen Formen leicht und schnell festzuhalten. Lassen Sie mich Ihre Gedanken fortsetzen. So bestimmt, wie in Ihrem Entwurfe, finden wir die drei Klassen, welche Sie festsetzen, in der Wirklichkeit zwar nicht geschieden; daß sie aber wirklich bestehen, scheint mir außer Zweifel. Und es ist eben so bekannt, daß eigentlich nur die erstern beiden in einem ziemlich erklärten Gegensatze stehen, daß Gemüther, welche sich in sich selbst zurückziehen, in den geselligen Kreisen keine rechte Anerkennung mehr finden und an ihrem Theil eben so mißbilligend auf die bloß gesellschaftliche Bildung hinsehen. Da die Bekenntnisse der schönen Seele auch Ihnen bekannt sind,

so erinnern Sie sich nur, wie bald nach der sich hervorthuenden innern Veränderung in dem frommen Gemüthe sich ein gewisser Zwiespalt zwischen ihr und ihren frühern Kreisen entwickelte. Wer aber noch keine Parthei genommen hat, wer noch unbefangen auf die Vorzüge und Unbequemlichkeiten beider Lebensweisen hinblickt, der wird sich schwer für eine allein entscheiden können, und dem wird es lieb seyn, wenn er noch eine dritte bemerkt, welche ihn in keinen solchen Widerspruch mit einer entgegengesetzten verwickelt, sondern die Annäherung zu beiden andern frei lässet. Und daß dieses das Leben in und mit der Natur wirklich leiste, davon glaube ich fest überzeugt zu seyn. Es veranlaßt, wie mir scheint, so vielfach zum Nachdenken über wichtige Gegenstände, zur Besonnenheit in der eige-

nen inneren Sphäre, zur Ahnung und Wahrnehmung des Schönen, Wahren, Guten und alles Geistigen, daß das Leben im Herzen unmöglich dabei vernachlässigt werden kann. Und es wirkt auf der andern Seite so vortheilhaft auf die Anerkennung und Duldung der Menschheit, auf die physische Kraft und Gewandtheit, auf die anspruchlose Wahrhaftigkeit des Charakters, auf die Bereicherung an mittheilbaren, allgemein verständlichen Wahrheiten oder bloßen Wahrnehmungen, daß ein mit diesen Vorzügen bereicherter Mensch auch in den größern, geselligen Zirkeln nicht bloß unanstößig, sondern selbst bemerklich und angenehm erscheinen wird. Diese Lebensweise scheint also die Vorzüge der beiden andern zu vereinigen, ohne ihre Unbequemlichkeiten. Der Mensch hat dabei nicht noth,

irgend etwas von dem, was ihn auszeichnet, zu vernachlässigen; er soll nicht in der Natur verwildern, nicht, wie Rousseau es wollte, die Cultur verlassen, um von vorne anzufangen, nicht, wie Werther, seine Charakterschwäche unverändert durch sie hinschleppen. Das höchste Ideal, was nur der gebildetste Mensch sich entwerfen könnte, soll und kann er sich zum Vorbilde nehmen, aber alle dazu nöthigen Bildungsstoffe soll er mit leichtem, gesunden Blute, mit freiem Bewußtseyn seiner eigenen Verhältnisse, mit leidenschaftlosem, unverdüsterten, weder durch Convenienz noch durch Aengstlichkeit voreingenommenem Sinn, mit dem reinen Gefühl seiner eigenen Existenz aufsuchen und verarbeiten."

Wilhelms Auge hatte während dieser

Auseinandersetzung bald auf dem ausdrucksvollen Gesichte des Redenden und wechselnd auf den gespannt aufmerkenden, sanften Augen seiner jungen Wirthin geruht. Er meinte die vollkommenste Schülerin zugleich neben einem trefflichen Lehrer zu sehen. „Und was urtheilen Sie zu unsern Sätzen, Mathilde?“ fragte er.

„Ich glaube sie wohl zu begreifen,“ versetzte sie, „und kann nicht anders, als sie für wahr halten. Es ist mir dabei noch eingefallen, daß wenigstens die meisten Dichter, welche ich kenne, in Vertraulichkeit mit der Natur gelebt zu haben scheinen, und eben so habe ich schon öfter gedacht, daß nur ein eigentlicher Dichter manches Gefühl würde festzuhalten und auszudrücken wissen, das durch den Einfluß der Natur

in uns zwar stark, aber unbestimmt aufgeregt wird."

„Ja," sagte Wilhelm, „ich empfand es in diesen Tagen öfter und diesen Morgen am stärksten, was Sie da sagen. Es war mir, als wenn sich in dem Anblick der Frühlingswelt eine Tiefe des Lebens mir aufdecken wollte, ganz verschieden von der Weise, in welcher ich bisher zu empfinden gewohnt war. Es war, als erwachte in mir die Ahnung von einem schöneren Gefühle meiner selbst, das mir möglich sey, von einem, ach so viel ruhigern, ebenmäßigern und doch weit innigern und, wenn ich's sagen mag, gleichsam vollern Leben? Es war, ja es ist mir, als sähe mich der Frühling mit lebendigen Augen an und spräche zu mir so vertraut, so liebend, daß

mein ganzer Sinn darauf hinhorchen müsse; als riefe die mütterliche Stimme der Natur ihr Kind wieder zu ihrem Schoße, um ihm allen Kummer von der Stirn zu streicheln. Es ist, als wollte in mir ein unendlich süßes Heimweh wach werden nach einer Heimath, die ich mir selbst nicht nennen kann, und als wäre ich doch so weit, so weit davon, als läge meine ganze bevorstehende Reise in ihrer geraden Ausdehnung dazwischen; als stände ich wie ein heimathloses Kind vor der Thür eines schönen Hauses und heftete meine Blicke fest auf seine Schlösser und Riegel. O, dann wird mir zuweilen so wehe, daß ich keine Worte, keine Gedanken, keine Bilder habe, um diesen Zustand meines Gemüths damit festzuhalten, dann fühle ich es so tief, daß mir die rechte Klarheit, der rechte scharfe

Blick und selbst die volle Gewalt über die Sprache fehlt, dann zittere ich in mir vor der Alltäglichkeit des Gefühls und der Betrachtung, in die ich mich ungeachtet alles Widerstrebens doch bald wieder hinabgezogen finden werde."

„Ich that Ihnen wahrlich gestern Unrecht," sagte der Hauptmann, „da ich bei unserm ersten Zusammentreffen vermuthete, daß es Ihnen an dankbarer Anerkennung der freundlich gebenden Natur fehle. Und jetzt scheinen Sie sich selber Unrecht zu thun, indem Sie sich anklagen, daß es Ihnen an Kraft fehle, Ihre Gefühle zu entwickeln und festzuhalten."

„Nein," sagte Wilhelm, „Sie thaten mir gestern nicht ganz Unrecht, und eben

so wenig täusche ich mich über mich selber. Muß ich es doch gestehen, daß ich es erst jetzt zu fühlen anfange, was es heiße, wenn Herz und Welt in einem Lautmaß schlagen — und ich konnte den Wahn so lange bei mir nähren, daß es mir glücken könne, ein rechtes Gedicht zu schreiben."

Mathilde erröthete ein wenig. Der Hauptmann entgegnete: „Allerdings ist es ein Erfahrungssatz aus der Geschichte aller Völker, daß die Poesie aus dem Leben in und mit der Natur hervorgehe, und darum läßt sich immer behaupten, daß einem Dichter das trauliche Verständniß der Natur nicht ganz fehlen dürfe. Wenn schon so viele Wissenschaften, Naturgeschichte, Natur- und Erdkunde, Astronomie und eben so sehr Rechts- und Sitten- und Glau-

benslehre in der Natur wollen begriffen seyn, wenn der Mensch wissen und mit gesundem Blick beurtheilen soll, was er studirt; wenn sogar die arbeitsamsten Gelehrten und die größesten Staatsmänner zu Zeiten sich aus ihren Stuben und Zirkeln losreißen, um in der Natur zu denken und mit dieser Sitte das ursprünglich Rechte noch ehren, wie viel mehr wird ein Dichter seinen Sinn müssen durch das Leben in der Natur üben und erziehen, auf den die bloße Convenienz des geselligen Lebens und die Abstraction des bloß innerlichen nur nachtheilig einwirken kann. Was wäre die lyrische Poesie ohne das? Ein Leben im Herzen könnte uns nur einen edlen Choral geben, ein geselliges Leben nur einen Rundgesang; die eigentliche Fülle der Liederdichtung bildet sich dadurch, daß das Men-

schenherz und die Natur einen Bund schließen. Und nehmen Sie Homeren, Tasso, Ariost, Ossian, Milton den aufgeschlossenen Sinn für die Welt, und sehen Sie, wie wenig an wahrem Reize bleibt. Ja selbst bei den größesten Dramatikern, bei den Griechen, bei Calderon, Shakespeare und Schiller finden wir, daß sie sich außer Convenienz und Zurückgezogenheit, rein menschlich zur reinen Auffassung und Würdigung des Menschlichen müssen gebildet haben. Indeß um unsern Gedanken eigentlich Form zu geben, wäre es am besten, wir läsen in diesen Tagen einige Dichter gemeinschaftlich."

Wilhelm faßte diesen Vorschlag lebhaft auf und Mathilde verhehlte ihre Freude darüber nicht. „Nun," sagte der Haupt=

mann, „so wäre ich denn aus einer Verlegenheit, in der ich mich schon, seit wir Sie erwarteten, befunden habe, nämlich, wie wir Ihnen Ihren Aufenthalt bei uns mit einer eben so angenehmen, als zusammenhangenden Beschäftigung ausfüllen könnten. Eine anhaltende Planlosigkeit können doch die wenigsten Menschen aushalten, und daß Sie an meinen Geschäften lebhaften Antheil nehmen sollten, hoffte ich nicht, weil Sie weder die Menschen der Umgegend, noch vielleicht den Gang der Geschäfte selber hinreichend kennen. Jetzt zum Beispiel ist es nöthig, daß ich mich in das Dorf begebe, um einige kleine Differenzen zwischen einzelnen Einwohnern zu schlichten. Indeß gleich zu Mittag wollen wir das Nöthige bereden, und wenn Sie, Mathilde, unsern Freund in das Bibliothek-

zimmer führen wollen, so findet er da, wie ich hoffe, für die Zeit, wo wir ihn allein lassen müssen, Beschäftigung."

Der Hauptmann entfernte sich. „Ist es nicht ein vortrefflicher Mann?" fragte Mathilde unsern Freund. — „Fürwahr," entgegnete er; „und wenn uns alle Morgen so angenehm werden, wie mir der heutige geworden ist, so glaube ich nie einen köstlichern Frühling erlebt zu haben."

„Das ist schön," sagte sie; „dann werden Sie auch wohl mit Ihrer Abreise nicht so sehr eilen."

Sechstes Capitel.

Die Bibliothek war in einem hellen und geräumigen Zimmer aufgestellt, das durch eine Flügelthür mit dem Garten unmittelbar in Verbindung stand und zugleich als Orangerie benutzt wurde. Die Bücher, insgesammt sauber und gleichförmig gebunden, füllten die Wände. Dazwischen waren Gipsabgüsse der schönsten Antiken aufgestellt, und der glückliche Gedanke, einen

Theil der Orangerie damit zu verbinden, so daß man unter den Bäumen selbst alle Werke vor sich und um sich hatte, gab dem Raume ein heiteres und edles Ansehen, ganz verschieden von der gewöhnlichen dumpfen Enge ähnlicher Säle. Wilhelm glaubte darin eine Anordnung des Hauptmanns zu finden, mit dessen so eben erst geäußerten Ansichten die ganze Anlage vollkommen übereinstimmte.

Mathilde hatte ihn bald allein gelassen, und Felix war mit ihr fortgegangen. Er lehnte sich in einen gepolsterten Sessel, der das Gegenstück zu demjenigen schien, worin er gestern zu Abend so angenehm und so sehnsüchtig phantasirt hatte, und versuchte es, über seine gegenwärtige Lage nachzudenken. Daß sie ihm gefalle, daß die bei=

den Menschen, die er hatte kennen gelernt, seine volle Achtung verdienten, gestand er sich ohne Mühe. Sie schnell zu verlassen, hatte er keine große Neigung; er fand nichts, was ihn zur Reise hätte reizen können; er glaubte, die Frühlingswochen nirgend besser, als hier und in der Umgegend genießen zu können. Aber ob er dann auch, wenn die freiherrliche Familie zurückgekehrt sey, sich noch eben so behaglich finden werde, daran zweifelte er. Er fand gerade jetzt in sich eine lebhafte Neigung zur Einsamkeit und Stille, zu einem einfachen Umgange mit wenigen, zur sanften Schwärmerei, wie sie bei phantasiereichen Menschen sich im Frühlinge häufig äußert. Der Umgang mit vornehmen Personen hatte für ihn nicht mehr jenen Reiz, den er einst, ehe er auf das gräfliche Schloß gekommen

war, darin vermuthet und wirklich gefunden hatte. Die letzten Monate hatten ihn überzeugt, daß ein Bürgerlicher es höchstens so weit bringen könne, um in einer vornehmen Gesellschaft nicht anstößig oder verlegen zu werden, daß er aber nicht leicht hoffen dürfe, sich den Uebrigen ganz gleich gestellt zu sehen und durch eigene Vorzüge und Gewandtheit einflußreich zu machen. Darum beschloß er, bald nach der Zurückkunft der Familie sich zu entfernen, welche Mühe man sich auch geben möge, um seinen Entschluß ihm auszureden. Einstweilen aber wollte er die glückliche Gelegenheit benutzen, um durch den Umgang mit dem Hauptmann vieles zu lernen, sich über vieles, das in ihm selbst noch dunkel war, durch Nachdenken aufzuklären und so den Grund zu einer ziemlich umfassenden Re-

form seiner selbst zu legen, die dann während der weiteren Wanderung sich schon, wie er hoffte, entwickeln und gehörig befestigen werde.

Er trat zu den Repositorien, um sich über das, was er zu seiner Unterhaltung und Belehrung hier vorfinden möchte, sogleich zu unterrichten. Das Fach der deutschen Literatur war in den besseren Schriften sehr vollständig. Er fand nicht nur die ihm schon bekannten Werke aus dem vorigen Jahrhundert, sondern auch viele, die ihm bis dahin noch unbekannt geblieben waren, von Fouqué, Ernst Wagener, Kähler, Hofmann, Müllner, Körner, Kleist und Andern, die Schirin, die Blumen und Blätter von Silvio Romano, die Perlenschnur, die Cikaden und andere Werke von

Apel. Dagegen fehlten alle bloß mittelmäßigen Schriften, wie die Kotzebueschen, ganz und nur von Ritterromanen und Ritterschauspielen fand sich eine unverhältnißmäßige und wenig ausgewählte Menge. Viele wahrhaft klassische Uebersetzungen, woran wir Deutschen vornehmlich reich sind, standen in demselben Fache, der Homer und Virgil, nebst andern griechischen und römischen Schriftstellern von Voß, der Boccaz von Soltau, Shakespeare von Eschenburg und Schlegel, der Don Quixote von Tiek und Soltau, Calderons, Tasso's und Ariosts Werke von Gries, das verlorne Paradies von Bürde, die Sakontala von G. Forster.

Da Wilhelm es sich schon früher zur Lieblingsbeschäftigung gemacht hatte, die

deutsche Literatur kennen zu lernen, so freute er sich über so vieles, was er hier zum erstenmale antraf, und nahm sich vor, in den nächsten Tagen dasjenige, was ihm noch unbekannt geblieben, wenigstens vorläufig einzusehen. Eigentlich kannte er die Literatur nur bis zu der Zeit, welche man unsere vorletzte Periode nennen möchte, und die sich mit dem fast gleichzeitigen Tode von Klopstock, Herder und Schiller, als ihrem Schluß bezeichnen ließe. Unabsichtlich hatte er sich mit ihr ziemlich in der Zeitfolge der Verfasser bekannt gemacht, eine Methode, die beiläufig viel Empfehlungswerthes hat. In dem Hause seiner Eltern hatte er als Kind kaum andere Schriften kennen gelernt, als die schon damals in den mittleren Ständen gelesen wurden, von Haller, Gleim, Uz, Hagedorn, Gellert, Kleist.

Als seine Neigung zum Theater entschiedener wurde, hatten außer den Lessingischen Lust- und Trauerspielen, viele andere, jetzt vergessene ihn beschäftigt. Und so war er immer dem Fortgange der Literatur nachgerückt, indem er meist um ein Paar Dezennien hinter ihrem gegenwärtigen Stande mit seiner Lectüre zurückblieb und immer einen bedeutenden Rest vor sich behielt. Während der Dauer seiner theatralischen Laufbahn hatte er außer dem Hamlet und dem Prinzen in Lessings Emilia Galotti auch den Don Carlos, Tasso, Egmont, Max Piccolomini zum Theil mit entschiedenem Beifall vorgestellt, und war dadurch auf Schillers und Göthe's Werke aufmerksam geworden. Besonders zogen ihn die letzteren an, theils weil darin verschiedene seiner glücklichsten Rollen enthalten waren,

theils weil die bloß formelle Bildung dieses geistreichen Schriftstellers ihm am mühelosesten zu gewinnen und am allgemeinsten anwendbar schien. Er fand hier weder einen bestimmten Glauben, noch eine entschiedene Begeisterung für irgend etwas nöthig, um die Schriften zu verstehen, wie das bei Schiller, Klopstock und Herder der Fall war. Und da ihm das letztere noch mehrfach fehlte, so hängte er sich desto ausschließlicher an einen Schriftsteller, der keine großen Anforderungen an ihn machte und, vornehmlich seit er selbst geadelt wurde, es sich zum Lieblingsgeschäft zu machen schien, alle menschlichen Verhältnisse aus dem Gesichtspunkt einer edlen, gesellschaftlichen Convenienz darzustellen. Welch einen bessern Führer hätte er finden können, als sein Schicksal ihn selbst unter lauter Men-

schen aus den höhern Ständen führte und daselbst festhalten zu wollen schien?

Es war also noch sehr vieles, was unserm Freunde unter den Schätzen unsrer deutschen Bücherwelt unbekannt war, und da er es voraus für unthunlich ansah, einen größern Vorrath auf der Reise mit sich zu führen, die Aermlichkeit der meisten Leihbibliotheken aber schon aus Erfahrung hinlänglich kannte, so wollte er die sich eröffnende Gelegenheit nicht unbenutzt lassen. Zwar war er nicht Willens, den Genuß des Umgangs oder der schönsten Jahreszeit dadurch im mindesten zu beschränken. „Indeß wird es kein Zeitverlust seyn,“ dachte er, „wenn ich mir diese Kenntniß hier zu vervollständigen suche; denn nothwendig wird sie mir doch einmal gewiß. Zu einem thä-

Bayerische Staatsbibliothek München

tigen Leben in der Art, wie die Staats=beamten es führen, fühle ich mich durchaus nicht geschaffen, und selbst das genaue Studium einzelner Wissenschaften scheint mir allen denen, die sich ihm widmen, ein Gepräge aufzudrücken, welches ich nicht sehr angenehm finde. Gleichwohl bedarf ich irgend einer bestimmten Beschäftigung meines Geistes, irgend eines lebhaften Interesses, wenn ich mir nicht stets, wie so oft bisher, als ein überflüssiges Mitglied der Gesellschaft erscheinen will. Und die Literatur eines ganzen Volkes ist immer schon eine weite und in sich belohnende Wissenschaft, die mich ganz füglich mein ganzes künftiges Leben durch beschäftigen kann, indem sie sich noch immer erweitert. Wenn ich denn selbst auch zu ihrer Bereicherung nicht das Talent haben sollte, das ich mir

früher zutraute, so werde ich doch wenigstens das sich Auszeichnende würdigen lernen. Wie oft habe ich als Schauspieler mir ein gebildetes Publikum gewünscht, und haben nicht alle Schriftsteller den gleichen Grund zu einem solchen Wunsche? Wohlan, wenn ich denn so ganz in das Publikum sollte zurücktreten müssen, so will ich anfangen, das an einem Theile zu leisten, was ich als eine so höchst billige Foderung erkannt habe, und es wird verdienstlich seyn, wenn ich mich bemühe, auch Andere zu einer bessern Werthschätzung des Schönen und Trefflichen anzuleiten."

Er suchte nun diese Vorsätze mit den Gedanken, welche die am Morgen geführten Gespräche in ihm erweckt hatten, in Uebereinstimmung zu bringen, und fand

dieses überaus leicht. Alles schien sich dahin zu vereinigen, daß er, freilich ohne so große Anforderungen wie früher, doch wieder zu der Begeisterung für das Schöne und die Künste, wie zu seiner eigentlichen geistigen Heimath sich zurücklenken, darin seine Auszeichnung suchen, dafür sich bilden und deshalb weniger für erst in den vornehmen Zirkeln, als in der Natur und in sich selber leben müsse, wozu ihm sein gegenwärtiger Aufenthalt und die ganze vor ihm liegende Reise die beste Gelegenheit gebe.

Als er dahin gekommen war, sich dieses klar zu denken, war er so froh, als ob schon ein großer Schritt zum Ziele allein dadurch gethan sey, daß er es sich aufgestellt hatte.

Mittags, da auch der Hauptmann wieder zurückgekehrt war, konnte er sich nicht enthalten, seine Vorsätze mitzutheilen, und schilderte sie in einem solchen Umfange, daß er jenem ein Lächeln abnöthigte. Beinahe, meinte derselbe, glaube er nun, daß Wilhelm seine Reise weit hinausgesetzt habe, da er zuvor noch so manche Bücher nicht bloß zu durchblättern, sondern durchzulesen und zu würdigen beschlossen. Indeß müsse man versuchen, wie weit man durch gemeinschaftlichen Fleiß komme, und dazu sey es am besten, daß man ohne Zeitverlust und zwar von Anfang herein mit einiger Planmäßigkeit sich an das Werk gebe.

„Schon seit lange," fuhr er fort, „haben wir hier bei uns täglich einige Stunden zu einer aufmerksamen Lectüre der

besten vaterländischen Schriftsteller verwendet, und wir werden ohne Unbequemlichkeit die Zahl dieser Stunden für die nächsten Wochen noch vermehren können. Wenn wir Morgens und Abends auf diese Art hier zusammen kommen, so wird doch wenigstens etwas geschafft werden, und vielleicht lernt Jeder an seinem Theile durch die Urtheile des Andern manches, was ihm ohne das entgangen wäre. Die Art, wie Mathilde und ich bisher bei diesem Geschäft zu verfahren pflegten, will ich versuchen, Ihnen noch heute aus einander zu setzen, wenn Sie Lust haben, mich auf einem weitern Spaziergange zu begleiten. Sind wir dann einverstanden, so fahren wir in der nämlichen Weise in Gesellschaft mit Ihnen fort. — Da aber vielleicht das eine und andere Werk, welches Sie hier finden,

Ihnen noch ganz neu ist, so paßt das vortrefflich, um Ihnen diejenigen Stunden angenehm auszufüllen, worin wir leider Sie allein lassen müssen. Indeß so lange Sie sich nicht zu den zahlreichen Ritterbüchern, die dort neben dem Herkules aufgestellt sind, durchgelesen haben, werden wir an unserm Theil schon mit den Artikeln, die Sie wählen, bekannt seyn, und so hindert nichts, daß wir gelegentlich auch darüber unsere Urtheile austauschen."

Wilhelm bedauerte, daß seine Freunde sich auf diese Weise zu sehr nach ihm würden bequemen müssen, und zweifelte, ob eine vielleicht schon öfter wiederholte Lectüre ihnen so angenehm seyn könne, wie ihm selbst die erste oder zweite.

„Meinen Sie denn,“ versetzte der Hauptmann, „daß wir zu der Klasse von Lesern gehören, die in der Regel nur einmal lesen? Mich dünkt, wenn ein ausgezeichneter Geist, wie doch die bessern Dichter sind, seine glücklichsten Stunden dazu verwendete, um in diesen wieder die schönsten, richtigsten oder neuesten Gedanken mit sorgfältiger Auswahl zusammen zu ordnen, dann verdiente sein Werk wohl eine genauere Betrachtung, als man ihm in trägen Stunden der Abspannung schenken kann. Allerdings haben wir Beide viele der hier befindlichen Werke schon wiederholt durchlesen und besprochen; aber deshalb werden wir noch immer reichlichen Stoff finden, um uns eine neue Lectüre derselben durch neue Betrachtungen interessant zu machen.“

Vornehmlich, meinte Mathilde, wenn Wilhelm so gefällig seyn wolle, das Geschäft des Vorlesens zu übernehmen. Denn ein Dichterwerk werde von ihr besser aufgefaßt, wenn sie es höre, als wenn sie es selber lese, da durch die Aufmerksamkeit auf das Papier ihre Phantasie gehindert werde.

Da Wilhelm bei sich diese Bemerkung noch nicht gemacht hatte und, wie wir bereits wissen, gar nicht übel vorlas, so verstand er sich zur Freude der Andern sehr leicht dazu, und nahm nur in Vorwort, daß er zuweilen mit dem Zuhören wechseln dürfe.

„Nun,“ sagte der Hauptmann, „ist es aber auch billig, daß wir zunächst einen

Schriftsteller wählen, der Ihnen vorzüglich lieb ist, damit sich desto häufigere Gelegenheit zur gegenseitigen Mittheilung finde. Schlagen Sie darum nur ohne Weiteres vor, oder nennen Sie nur unter allen denjenigen unsrer Dichter, dessen Ansichten Sie für die richtigsten halten, dessen Poesie Ihnen die geläutertste scheint, dem Sie selbst, wenn Sie Versuche machten, sich vorzüglich zu nähern strebten."

„Wie Sie sich da erklären," entgegnete Wilhelm, „bleibt mir allerdings keine Wahl. Denn unter allen deutschen Dichtern kenne ich nur den einzigen Göthe, auf den ich das, was Sie sagen, anzuwenden wüßte."

Der Hauptmann verhehlte seine Verwunderung bei dieser Erklärung nicht. „In=

deß," sagte er, „was hindert uns, daß wir nun gerade Göthe's Werke vornehmen? Eben, weil ich und auch Mathilde nicht Ihrer Meinung sind, werden wir desto häufigern Anlaß finden, unsere Vorstellungen durch eine lebhaftere Vertheidigung derselben aufzuklären. Sie werden zwar Ihren Lieblingsschriftsteller zuweilen hart von uns angegriffen sehen, aber es wird Ihnen auch nicht an Stoff fehlen, um seine Parthei zu führen, und gerade seinen Günstling unter den Dichtern sollte ein Jeder oft zu vertheidigen veranlaßt werden, weil sich durch den Streit darüber seine ganze Absicht von der Kunst und nebenbei von vielem andern entweder bewähren oder verändern muß."

Es wurde also festgesetzt, daß Göthe's Werke in den Stunden des gemeinschaftli-

chen Lesens vorgenommen werden sollten, und um dafür möglichst viele Zeit zu gewinnen, wollte Mathilde suchen, noch an dem nämlichen Nachmittage im Hause das zur völligen Ordnung zu bringen, was während der Abwesenheit ihrer Eltern zur Verschönerung und Restauration der Zimmer vorgenommen war. Die Männer ließen sich Pferde bringen, um während dem die entferntere Umgegend zu besehen.

Siebentes Capitel.

Sie ritten längs dem Wasser hinauf durch unterschiedliche kleinere Ortschaften, die sich durch den nämlichen Geist der Reinlichkeit und Thätigkeit auszeichneten, den Wilhelm schon in dem größern Dorfe an der andern Seite des Schlosses mit Wohlgefallen bemerkt hatte. Denn an der Gränze der Besitzungen des Barons wendeten sie sich links gegen die Gebirge, wo der Haupt-

mann einige Gehöfde in Augenschein nahm, welche auf Rechnung des Barons verwaltet wurden, und gaben bei dem letzten die Pferde an einen Knecht, damit er sie zurück ritte. „Wir werden nichts Unbelohnendes thun," schlug der Hauptmann vor, „wenn wir uns bis auf die Höhen der Bergrücken wagen, und da sind uns die Pferde unnütz. Mir wenigstens ist es in einer Gegend, deren Begränzungen und Nachbarschaften ich noch nicht kenne, immer so, als ob ich noch ein Fremder darin sey; sobald ich aber ein umfassendes Bild davon gewonnen habe und mich nach allen Seiten zu orientiren weiß, bin ich darin wie zu Hause, und wenn es Ihnen vermuthlich eben so geht, so ist nichts besser, als daß wir so bald als möglich über die sichtbaren Gränzen hinaus zu sehen suchen. Vorab aber

wollen wir uns auf der Meierei ein weniges ausruhen.“

Die zahlreiche Familie des alten Verwalters empfing unsere beiden Wanderer mit einer großen Freude, und bedauerten doch zugleich sehr lebhaft, daß das Fräulein nicht mitgekommen sey. Sie gehörten insgesammt zu jenen glücklichen Menschen, die man noch hin und wieder auf dem deutschen Lande antrifft, und die in einem beinahe patriarchalischen Hausregimente leben. Der Mann, ein Siebenziger, gab dem Hauptmanne über die vorgekommenen und noch vorzunehmenden Geschäfte eine sehr deutliche Auskunft, und die fast eben so alte Frau unterhielt Wilhelmen von ihren verheiratheten Kindern, von denen zwei bereits gestorben waren, und ihnen

zusammen neun Enkel nachgelassen hatten, die sie bei sich groß zogen. Es war Beiden herzlich leid, daß der Besuch nur so kurz dauerte, und sie hielten mit Bitten an, daß er doch bald wiederholt werden möchte.

„Diese Familie," sagte der Hauptmann, als sie wieder allein durch die grünen Felder gegen die Berge hinauf gingen, „stellt ein wahres Muster des einfachen häuslichen Lebens auf. Und wenn gleich noch viele andere Familien, sowohl in den Dörfern, als auf den Höfen, bei näherer Bekanntschaft sehr gewinnen; so ist es mir doch vorzüglich um dieser willen leid, wenn der Verkauf dieses Theiles der Herrschaft zu Stande kommen sollte. Der alte Mann war schon bei dem Vater des Barons Be-

dienter, und ist dadurch einer Seits an seine vormalige Herrschaft und auf der andern Seite doch seit Jahren an diesen Fleck der Erde, an diese Hügel und Tiefen, Aecker, Wiesen und Häuser so ganz gewöhnt, daß er sich nur mit Mühe von einem von beiden wird trennen können."

Wilhelm verwunderte sich, daß der Baron sich habe entschließen können, seine Besitzungen durch einen theilweisen Verkauf so zu zerstücken, und vornehmlich jetzt, wo er bereits vollkommen in diesem Theile derselben eingerichtet sey.

„Er würde es schwerlich gethan haben," entgegnete der Hauptmann, „wenn ich nicht selbst wegen des höchst ansehnlichen vorläufigen Gebotes ihm dazu gera-

then hätte. Da aber theils von seinem Vater her, theils durch die jetzige Heirath eine ziemlich bedeutende Schuldenlast auf seinen Besitzungen haftete; so hielt ich es selbst für vortheilhaft, daß er sich auf diese Weise auf einmal davon befreite. Denn ohne Freiheit von Schulden scheint mir keine gute Oekonomie möglich, und der Genuß der größesten Besitzungen verleidet. Und wozu sollte der Baron so ängstlich seyn, da er keine Hoffnung auf männliche Erben hat, und der künftige Aufenthalt seiner Tochter noch immer ungewiß ist."

„Und welches ist denn der Graf," fragte Wilhelm, „der diese Güter zu kaufen gedenkt?" Er hatte sich diese Frage schon früher vorgenommen, weil ihm schon gestern bei der Erwähnung eines Grafen

jene Familie eingefallen war, die wir bereits kennen, und die mit dem Besitzer dieser Güter verwandt war.

„Vielleicht ist Ihnen sein Name wenigstens bekannt; denn er hat eine Schwester des Freiherrn Lothario zur Gemahlin. Ueber seine Persönlichkeit kann ich Ihnen nicht bestimmt antworten, da es schwer ist, den mit ihm vorgegangenen Veränderungen aus der Ferne der Beobachtung nachzufolgen. Gegenwärtig hat er den Plan gefaßt, irgend wo eine neue Colonie von Herrnhuthern zu stiften, und dazu scheint ihm diese Gegend, wegen der Nähe großer Handelsstraßen und einiger berühmter Bäder, und wegen ihrer Gewerbsamkeit, auch ohne daß er sie näher kennt, sehr geeignet. Da seine Vermögensumstände ihn nicht hindern, so

wird er allerdings manches zum Vortheil der Bewohner thun können; ob er aber den Geist des herrnhuthischen Wesens gefaßt habe, und ob die Einwohner, welche er vorfindet, in seine vielleicht unentwickelten Ideen leicht eingehen werden, daran zweifle ich. Auf jeden Fall wird es gut seyn, daß die frühere gutsherrliche Familie noch immer in der Nähe wohnen bleibt, worauf er selbst, wie mir der Baron schreibt, angelegentlich dringt."

Wilhelm wurde durch diese Mittheilungen ein wenig überrascht; denn ungeachtet seines nahen Verhältnisses zu Natalien, empfand er eine gewisse Scheu vor einem Zusammentreffen mit jener Familie, auf deren Schicksale sein Leichtsinn so entscheidend eingewirkt hatte. Er behielt seine

Gedanken in seinem Herzen, konnte aber nicht umhin, im Blick auf die weite Gegend mit so vielen Bewohnern, deren sämmtliche Lage eine vielleicht nicht günstige Veränderung erleiden sollte, über die Größe von unvermutheten Folgen nachzudenken, die oft durch einen scheinbar unbedeutenden Fehltritt zur Wirklichkeit gerufen werden.

Als sie auf der Höhe des Bergrückens angekommen waren, öffnete sich eine sehr angenehme und ausgedehnte Aussicht auf verschiedene Thäler, die durch niedrigere Gebirgsreihen geschieden und überall wohl angebaut sich bis in eine weite Ferne gesellig neben einander reiheten, und ihre Gewässer alle dem Strome zuführten, der sich durch eine Schluft in das größere, hinter ihnen liegende Hauptthal hinein wand.

Mit Hülfe eines englischen Taschenperspektivs zeigte der Hauptmann unserm Freunde einige namhafte Ortschaften und charakterisirte ihm die Beschaffenheit der Gegend, wie der Bewohner mit so kurzen, verdeutlichenden Zügen, daß sich wohl erkennen ließ, wie er überall wohl bekannt und oft gewesen sey.

Achtes Capitel.

Sie wanderten eine Zeit auf der Anhöhe hinaus und lenkten dann in eine Allee ein, die gerade auf den Schloßpark zulief. Wilhelm erinnerte den Hauptmann an sein Versprechen, daß er ihm seine Ideen über die Lectüre der poetischen Werke habe mittheilen wollen. Auf diese Aufforderung ging derselbe sogleich dazu über, und wir theilen sie um so lieber mit, da unser Freund dieselben durchaus billigte.

Man müsse, war die Meinung, ein Dichterwerk schon aus dem nämlichen Grunde mehreremale lesen, aus welchem man über eine musikalische Composition nicht nach dem ersten Hören urtheilen zu können glaube. Denn so wie bei diesem die Harmonie etwas anderes sey, als die Melodie, die gleichzeitige Verbindung und Stärke der Töne etwas anderes, als die Art ihrer Folge, und wie von beiden das Urtheil über Einheit und Originalität, oder Gezwungenheit und Nachahmung des Ganzen verschieden sey: so müsse man auch bei einem Dichterwerke wenigstens ein Dreifaches unterscheiden, und darum ein jedes, über das man urtheilen wolle, aufs allerwenigste dreimal aufmerksam durchlesen.

Zuerst müsse man der Idee nachzufor-

schen suchen, welche der Dichter vorzugs=weise ins Auge gefaßt und gleichsam in einem Bilde darzulegen sich zum Ziele ge=setzt habe; dieses Geschäft gleiche dem des Tonkünstlers, der zunächst nach dem Grund=accorde einer Composition forsche. Selten sey ein Werk gelungen, worin nicht eine bestimmte große Idee vorwalte und alle Theile durchdringe; ja die sämmtlichen Werke jedes berühmten Schriftstellers seyen oft nur wie ein zusammenhangender bildlicher Commentar einer einzigen solchen umfassen=dern Idee. Denn die Liebe, das Schick=sal, die Freiheit, die Tapferkeit, die Güte und was man sonst wegen des weitern Um=fangs nicht bloß Begriff, sondern Idee nenne, habe diesen Namen wohl eben des=halb, weil es nicht in einer schlichten Wort=erklärung begriffen, sondern nur durch eine

umfassendere bildliche Darstellung anschaulich gemacht werden könne. Im rechten Verstande müsse darum jede dichterische Arbeit ideal seyn, das heiße, dazu dienen, um irgend eine große Idee in ihr, wie im Bilde ausgesprochen finden zu können, und darin bestehe gerade der Adel der Kunst und die Nothwendigkeit, sich durch dieselbe zu bilden, daß sie etwas leiste, was keiner Wissenschaft zu leisten möglich und doch für die reine Bildung des Menschen unentbehrlich sey. Denn was alles Wissen, aller Reichthum an Erfahrung für denjenigen bedeuten wolle, der die Liebe, die Freiheit, das Rechte, die edle Tapferkeit und alle andere Auszeichnungen der Menschenseele nicht anders, als aus Definitionen begreife? Und wenn die eigene Erfahrung auch bei glücklichen Einzelnen zum unmittelbaren

Verständniß einer einzelnen Idee führe, wie die Allseitigkeit der Bildung hier je zu erwarten sey, wenn nicht Menschen mit offnem Sinn für das Edle und Göttliche es aufzufassen, im Bilde festzuhalten, Andern in seinem Wesen mitzutheilen und die Anerkennung desselben bei ihnen herbeizuführen wüßten?

Nach diesen Sätzen, die wir gern ausführlicher in des Hauptmanns eignen Worten mitgetheilt hätten, fuhr derselbe fort: „Es ist allerdings zu unterscheiden, welche dieser Ideen ein Schriftsteller vorzugsweise mit Begeisterung aufgefaßt hat, und welche er nur in so weit darzustellen weiß, daß er sie nicht verletzt. So finden Sie in Klopstocks Werken die wahre Heiligkeit so lebendig ausgesprochen, wie nirgend sonst, und

dagegen die Tapferkeit in einzelnen patriotischen Stücken nur so weit begriffen, als wir selbst etwa sie darzustellen uns zutrauen würden. In den zahlreichen Werken Fouqué's ist gerade der umgekehrte Fall. Der reine Muth ist hier bei weitem glücklicher als bei jenem Schriftsteller, auch glücklicher als beim Virgil veranschaulicht; aber in allen seinen Personen ist es ihm nicht gelungen, uns die heilige Herzensreinheit, wie Klopstock, begreiflich zu machen. In vielen Stücken Schillers finden Sie eine so gefühlte Symbolisirung der Freiheit, daß vielleicht alle Nationen darin nichts Gleiches aufzuweisen haben, und dagegen finden Sie in Heinse's Schriften diese nämliche Idee durch das Extrem der Ungebundenheit verunreinigt. In manchen Tragödien der Alten werden Sie die Idee des Schicksals,

und in einer Unzahl neuerer Schriften die der Liebe als die vorwaltende bemerken. Bei jeder Schkift nun zu untersuchen, welches die eigentlich herrschende Idee sey, bis zu welcher Klarheit der Dichter sie herausgehoben habe, welche andere Ideen er damit etwa verflechte und wie weit er sie rein behandle, oder mißverstehe und verletze: das, meine ich, sollte Jeder sich zuerst fragen, der den Adel der Kunst empfindet und es weiß, warum er sich durch sie bilden will. Von dem hier gefundenen Resultate hängt das Haupturtheil über den Werth eines Werkes ab; denn aller Firniß der Sprache, alle Fülle der Phantasie kann ein Werk ohne Einheit und Wahrheit der Idee noch nicht neben das ungelenkte Werk eines Verfassers hinauf heben, der eine klar und rein erkannte Idee mit warmer Begeisterung

auffaßte und weder Sprachgesetze, noch Schönheit des Styls kannte. Jenes giebt uns nur eine vorübergehende Unterhaltung, indem uns dieses dem wesentlichen Schönen selbst näher führt und nur jenes, aber nicht dieses kann durch Fleiß und Fertigkeit nachgeahmt oder selbst übertroffen werden."

„Wenn wir nun aber beim ersten Lesen dasjenige im Auge halten, was höher ist als alle Kunst, indem diese ihm nur dienen kann; so ist es billig, daß wir beim zweiten zugleich an uns selber denken und an einen großen unmittelbaren Gewinn, den dichterische Kunstwerke und nur sie allein uns verschaffen können. Eine flüchtige Betrachtung dessen, was wir unser inneres Leben nennen, wird Sie erinnern, daß dasselbe eigentlich aus einer einfachen, von

Moment zu Moment sich an einander rei=
hende Kette von Gedanken bestehe. Wirk=
lich denken wir in ein und demselben Au=
genblicke jedesmal nur einen einzigen Ge=
danken in voller Klarheit, und so lange
wir nicht von außen gestört oder zerstreut
werden, verknüpfen sich diese einzelnen Ge=
danken und Bilder nach einzelnen, sehr be=
stimmten und, wie ich voraussetze, Ihnen
bekannten Gesetzen. Sie sehen ohne Mühe,
daß sich diese regelmäßige Fortleitung un=
sers innern Lebens ganz füglich mit der
Melodie in der Tonkunst vergleichen läßt,
die ebenfalls ihre bestimmten Gesetze hat,
nach welchen die Künstler sich richten. In
beiden Fällen kommt es nicht sowohl auf
die erlernte Kenntniß dieser Gesetze an, als
auf Gefühl und Uebung. Es ist unmög=
lich, daß Mozart bei jeder Note, die er

schrieb, sich deutlich erinnert habe, welche Töne nunmehr nach den Gesetzen folgen dürften, und eben so unmöglich, daß auch der kühlste Denker bei jedem niedergeschriebenen Gedanken sich befrage, welcher nach den innern Regeln am natürlichsten folgen könne. Die schnelle Entscheidung hierin, ohne Mißgriffe zu thun, ist ein Vorzug des lebhaften Sinns, und die wenig sich Rechenschaft abfragende Begeisterung ist darin gewöhnlich glücklicher, als die behutsamste Ueberlegung. Isokrates arbeitete an einer Rede zehn Jahre und Demosthenes vielleicht nur wenige Stunden, und doch war noch nie ein Beurtheiler unentschieden, welcher von Beiden in der Verbindung und Fortleitung der Gedanken glücklicher sey. Wenn aber das ganze innere Leben sich beinahe auf diese melodische Fortleitung der Gedan-

ken beschränkt, so überzeugen Sie sich mit mir ohne Mühe, wie wichtig es für Jeden seyn müsse, daß er sich übe, um nicht bloß jeden einzelnen Gedanken richtig, deutlich und vollständig zu denken, sondern auch von einem zum andern nach den Gesetzen der innern Schönheit, man könnte sagen, der Melodie des Lebens, überzugehen. Wenn durch vertrauliche Bekanntschaft mit den großen Ideen, von denen wir früher sprachen, die einzelnen Gedanken Leben, Gewicht und Adel erhalten haben, dann fehlt uns ja in Wahrheit nur diese Uebung, auf den ersten, vielleicht zufälligen Anklang unsre Gedanken in schöner Folge hervortreten zu lassen, um ein geistiges Leben zu führen, das mit Recht schön genannt werden kann, und dessen Gedanken man nur unverändert aufzuschreiben brauchte, um sie

in jedes dichterische Werk einzurücken. Alle Wissenschaft und alles Lernen kann uns aber, wie ich wiederholt behaupte, dazu wenig nutzen, desto entschiedener aber jedes wahrhafte Dichterwerk. Denn von einem Dichter fodere ich, daß er sich geübt habe, seine Gedanken bestimmt und schön auszudrücken und sie in einer schönen Ordnung folgen zu lassen. Er soll mit sorgfältiger Durchsicht alles Unbestimmte, alles Aphoristische vor der Bekanntmachung seines Werkes fortschaffen. Dann besitzen wir an seinem Werke eine Handleitung, um uns selbst in der Schönheit des Gedankenlebens aufs glücklichste zu üben. Wir brauchen nur mit einer ungetheilten Aufmerksamkeit die uns vorliegenden Gedanken nachzudenken, ohne eigene fremde Einschiebsel von einem zum andern überzugehen; so werden wir

unläugbar zunächst während der Dauer unserer Lectüre durchaus nach den Gesetzen des Schönen unsre Gedanken fortleiten. Oft und im rechten Sinne wiederholt, wird uns aber diese Uebung bald zu einer, uns selber eigenen Fertigkeit in geregelter Gedankenverknüpfung führen, die von einer wahren Cultur untrennbar ist."

„Erst nach dieser zweifachen Benutzung eines Dichterwerks, die mit einem zweimaligen Lesen doch kaum gethan ist, wird es Zeit seyn, daß wir an ein beurtheilendes Lesen gehen; denn erst dann haben wir alle Materialien zu einer wahren Critik in uns gesammelt. Wir werden dann weder so ins Allgemeine hin reden, wie die öffentlichen Anzeigen poetischer Werke, noch uns an Einzelheiten hangen, wie die meisten

Rezensenten in geselligen Zirkeln; wir werden vielmehr im Stande seyn, jedes Werk mit ähnlichen früheren zu vergleichen, in welchen dieselben Ideen vorwalten, den Gehalt des Verfassers und seine technische Fertigkeit, jede für sich allein, zu würdigen, und wir werden Muße haben, um alle wesentlichen oder kleinen und zufälligen Eigenthümlichkeiten, Gewöhnungen und Kunstgriffe des Schriftstellers mit geübtem Auge herauszufinden. Allerdings ist diese letzte Art der Lectüre vornehmlich nur für diejenigen, welche selbst zu schreiben gedenken; aber sie kann doch auch uns interessant seyn, und wenn wir gleich nie Autoren werden sollten, so kommen wir doch häufig genug in den Fall, etwas zu erzählen und länger im Zusammenhange zu reden, und das

sollte man für eine eben so schwere Kunst halten, als die Schriftstellerei."

„Leider," sagte Wilhelm, „sind diese so sehr richtigen Gedanken über das Lesen der Dichter mir selbst noch nie beigefallen. Immer blieb ich bei der, wo nicht flüchtigen, doch unbestimmten Manier, die man gewöhnlich befolgt, und ich sehe nun wohl, weshalb ich so wenig Vortheil daraus gezogen. Freilich mußten Sie sich wundern, wenn Sie hörten, daß ich so vieles in der kurzen Zeit meines hiesigen Aufenthaltes durchzunehmen mir vorgenommen; denn wie ich gegenwärtig darüber urtheile, so wird es mir nicht überflüssig scheinen und ich werde Lust genug in mir finden, die bessern Werke zwölf und mehrere Male mit Aufmerksamkeit von vornen anzufangen."

„Das freut mich," beschloß der Hauptmann das Gespräch zugleich mit dem Spaziergange; „denn ich sehe voraus, daß Sie gleich bei dem ersten Punkte auf starke Schwierigkeiten stoßen werden. Es kostet eine sehr anhaltende Uebung, um nur eine einzige große Idee in voller Wahrheit, so daß sie uns selbst zu durchdringen und zu beleben anfängt, zu begreifen, wie viel mehr, wie es doch unser aufgestelltes letztes Ziel ist, sie alle richtig zu taxiren. Nicht im Glauben und Aberglauben, oder in der sinnlichen Erfahrungssphäre, hier, gerade hier sind eigentlich die ewigen Vorurtheile zu Hause. Ganze Völker wissen gar nicht, was Freiheit, ganze Stände nicht, was Wahrheit eigentlich sey. Die Liebe ist ganze Zeitalter hindurch unrecht begriffen, die Schönheit nur von Einzelnen unter Millio-

nen mit einem klaren Geistesauge angeschaut. In der ganzen griechischen Ideensphäre, so weit wir sie kennen, fehlt die Idee der Heiligkeit völlig. Urtheilen Sie selbst, was wir Einzelne unternehmen, wenn wir hier mit oberflächlichen Worten nicht uns selber täuschen, sondern durch reines Licht zu einer edlen Wärme, durch innige Erkenntniß zur eigentlichen Begeisterung, durch einen Dienst des wahrhaft Göttlichen zum einzigen Adel der Menschheit uns selber läutern und erheben wollen."

Neuntes Capitel.

Der Lese-Cirkel hatte sich gebildet. Da Alle daran gleiches Interesse fanden, so befolgte man genau die zu Anfange bestimmte Ordnung. Morgens wurde im Garten, Abends in dem Bibliotheksaale, und oft auch am Tage, wenn sie die Gegend durchstreift hatten, auf einer schönen Anhöhe, unter schattenden Baumplätzen oder auf Ruhesitzen am Wasser gelesen.

Der Hauptmann und Mathilde waren schon an die, von dem erstern als die beste erklärte Weise gewöhnt, und dieser besonders wußte die in einem Werke liegenden Grundansichten so fein zu entwickeln und so schnell zu berichtigen, daß in seinen Bemerkungen jederzeit die geistvollste Critik des innern Werthes und Gehaltes gefunden wurde. Seine Kenntniß aller freien Wissenschaften und aller Lebens- und Standes-Verhältnisse war wahrhaft bewunderns-würdig, und er benutzte sie im Gespräche so gewandt, daß alle seine Urtheile dadurch eine bündige Klarheit erhielten, ohne nur von fern den abschreckenden Anschein von Unzeitigkeit und Ungehörigkeit anzunehmen. Die Beurtheilung der Formen und Verknüpfungen in den Gedanken schien er dagegen schon längst Mathilden überlassen zu

haben, und wenn sie sich gleich seltener äußerte, so entging ihr doch nicht leicht eine Stelle, worin der Ausdruck nicht ganz klar, oder der Gedanke nicht schön, oder die Entwickelung nicht befriedigend war. Wilhelm getraute sich nicht, mit ihnen darin zu wetteifern, sondern suchte nur von ihnen zu lernen. Dagegen schienen sie auf seine Stimme zu warten, wenn es galt, das Technische eines Werkes, seine Anlage, Verwickelungen, Expositionen und alles zur Ausführung und Anordnung Gehörige zu würdigen.

Die Wahlverwandtschaften waren an einem schönen Abende im Park beendigt. Ueber der Lectüre war schon vieles von den beiden Hausgenossen bemerkt worden, was einem Tadel glich, ohne daß Wilhelm im

Stande gewesen wäre, die Vertheidigung des Dichters mit Glück zu übernehmen. Der Hauptmann machte an vielen Stellen darauf aufmerksam, daß in dem Werke eine völlige Unklarheit in Absicht der höchsten Grundsätze herrsche, und daß man in ihm keine andre Idee nachweisen könne, als eine Ansicht von der Liebe, die, wenn sie gegründet wäre, diese selber zu einer physischen Nothwendigkeit entadeln, ja zu einer, dem nach aller Dichter natürlicher Ansicht auf Schönheit berechneten Weltplane feindseligen Gewalt herabwürdigen müsse. Hierin wagte unser Freund ihm nicht einzureden. Desto lebhafter aber widersetzte er sich, als die Behauptung aufgestellt wurde, daß in der ganzen Dichtung nur lauter mittelmäßige Charaktere enthalten wären.

„Ich will mich näher erklären," sagte der Hauptmann, „obwohl ich voraussehe, daß dadurch der kleine Krieg über Ihren Liebling nicht verhindert, sondern in seinem Ausbruch beschleunigt werden wird. In allen verschiedenen Werken unsers Dichters finden wir einen Charakter wiederkehren, der unter anderem Namen doch nur dasselbe Wesen zu seyn scheint. So wie ein Schauspieler vielleicht zwölf und mehrere Rollen hat, in welche er sich leicht hinein denken kann, und die ihm ein eben so vielfach verschiedenes Costüm geben, ohne doch die bestehende Gleichheit seines Wesens aufzuheben: so sehen wir dieselbe Person in den größeren Dichtungen des Verfassers unter andern Umständen regelmäßig wieder erscheinen. Mangel an einem eigentlichen Charakter, an innern Gesetzen, an Treue

und Consequenz in dem zuerst leidenschaftlich ergriffenen, starke Passivität gegen Einwirkung der Umstände, besonders eine leidenschaftlich unklare Vorstellung von der Liebe, eine totale Umänderung innerhalb des Zeitraums, welchen die Dichtung schildert, und eine Beschränktheit, welche die Gränze des Erlaubten und Unerlaubten weder durch Grundsätze, noch durch Glauben festzuhalten weiß, sondern durch die Erziehung anfangs gezogen überkommt und nachher durch Sophismen ganz aufhebt: diese vielen, sehr bestimmten Züge müßten Sie und Jeden, wie ich meine, von der Identität der Person überzeugen, ob diese auch scheinbar als junger Maler, als Bürgerssohn, als Ritter, General, Dichter, Schriftsteller, Baron oder unter noch andern Bezeichnungen vorgeführt wird. Und

nun frage ich Sie, ob Sie im Werther, Clavigo, Tasso, Egmont, Hermann, ja auch selbst im Götz, Faust und Orest nicht alle jene angegebenen, die Identität beurkundenden Züge, und dann zugleich auch den Eduard unsrer Wahlverwandtschaften wieder finden? Ob es itzt überall der nämliche Charakter ohne eigentlichen Charakter, ohne festes Wollen, ohne innere Klarheit, ohne sichere Kraft, ohne eigentlichen Muth sey, bei dem es durch die Umstände entschieden werden muß, in welcher Gestalt er uns zuletzt erscheinen wird?"

„Das ist eine wunderliche und für den Dichter keineswegs vortheilhafte Ansicht," rief Wilhelm hier aus, „und ich kann mich nicht erinnern, sie schon irgend wo gehört zu haben."

„Daran würde wenig liegen," versetzte der Hauptmann; „denn es würde erst zu untersuchen seyn, wie häufig oder wie selten richtige Vorstellungen von dem Wesen der Kunst, ruhige und freie Beobachtung und das Talent, Wesentliches und Zufälliges zu scheiden, gefunden werden. Aber finden Sie in meiner Behauptung einen Grund, sie für falsch zu halten?"

„Das zwar nicht," entgegnete Wilhelm, „sie ist mir zu neu, um sogleich darüber urtheilen zu können. Aber ich hoffe, unsre Freundin wird sich des so hart angefochtenen Dichters annehmen, da er doch der Liebling vieler Damen ist."

„Wenn ich meine Ansicht eingestehen soll," erwiederte Mathilde, „so habe ich

seinen Männern nie Geschmack abgewinnen können; sie sind vielleicht Alles, nur scheint mir, keine rechten Männer. Wenigstens, wenn ich sie mir alle lebendig denke, möchte ich nicht unter ihnen leben. Denn ohne die Bürgschaft einer innern schönen Stärke, ohne Hochachtung gegen heilige Verhältnisse, ohne den uns Alle verbindenden und sichernden, gemeinschaftlichen Glauben, sind sie doch mehrentheils nur selbstsüchtige Schwächlinge, die keinen Gehorsam gegen eine in sich festgesetzte Regel kennen. Mich dünkt, Liebhaber könnte ein Mädchen, das körperliche Reize besitzt, leicht an allen finden, aber einen Freund wohl an keinem."

Diese mit einer liebenswürdigen Entschiedenheit unbefangen gesprochenen Worte brachten unsern Freund vollends in Ver-

wirrung. Und doch kränkte es ihn, daß eben der Schriftsteller so unschonend angegriffen wurde, dessen Manier ihm so vorzüglich gefallen, in dessen Ansichten er so viel Bildendes gefunden, der seinen meisten spätern Versuchen in der Poesie als Muster vorgeschwebt hatte. Ihm war beinahe, als ob es gelte, daß er sich selbst vertheidige.

„Wenn ich offen seyn darf," versetzte er, „so scheint mir es, daß Sie keinen rein künstlerischen Gesichtspunkt für Ihre Critik wählen, und ich habe schon öfter zu bemerken geglaubt, daß Frauen ein Werk selten ohne zu nahe Beziehung auf sich selber beurtheilen. Sobald Sie indeß denken, daß diese Menschen unter andern Gesetzen, Verfassungen und Sitten lebten; so

werden Sie vielleicht schonender verfahren und dasjenige, was bei uns etwa die Polizei bestrafen, oder ein Geistlicher tadeln würde, nicht geradezu für einen Fehler in der Composition des Künstlers halten."

„Ich wünschte nicht," sagte der Hauptmann ernst, „daß dieses Urtheil in jeder ruhigen Stunde von Ihnen unterschrieben würde; und ich glaube, daß Mathilde dieses Mal das Wesen der Kunst besser im Auge gehalten, als Sie. Soll in der Kunst bloß die Darstellung dasjenige seyn, worin das Schöne liegt, so bleibt zwischen niederländischer und italienischer Malerei, zwischen Porträten und Antiken, zwischen Boccaz und Schiller, zwischen Properz und Klopstock kein Unterschied, und sie erscheint überhaupt als etwas sehr Untergeordnetes

und Entbehrliches. Sobald wir aber fodern, daß sie auch in ihrem Gehalt das Schöne ausspreche, sobald wir sie zur Prophetin und Priesterin des Geistigen und Göttlichen erheben; so ist Göthe allerdings zu tadeln, daß er seinen Männern nicht den Reiz zu geben wußte, den ein weiblicher Sinn als den eigentlich männlichen am besten herauszufühlen weiß. Aber ich hoffte, wir seyen schon längst darüber einverstanden, daß es höhere, himmlischere Grazien gebe, als die der bloßen Diction."

Wilhelm war ein wenig beschämt; denn er fühlte wohl, daß der Hauptmann Mathildens wegen mit größerem Nachdruck sprach, und er war billig genug, Beide in ihrer sittlichen Strenge zu ehren. „Ich bitte mir Zeit aus," sagte er, „um das, was

mir so neu ist, erst in einer sorgfältigen Durchsicht der Götheschen Schriften zu prüfen. Lassen Sie uns etwa jetzt die andern Charaktere unsers Romanes untersuchen; vielleicht gelingt es mir mit deren Vertheidigung besser."

„Nein," sagte Mathilde lächelnd, „wir wollen uns des Waffenstillstandes zwischen den Männern freuen; wer weiß, ob die Feindseligkeiten nicht von neuem ausbrächen?"

Auch der Hauptmann meinte, daß Wilhelm seine Aufmerksamkeit nicht zu sehr theilen müsse, wenn er eine bestimmte Entscheidung über den Dichter für sich selber suche.

„Sehen Sie, der Mond pflanzt die weiße Fahne auf," sagte jene und deutete auf den hervortretenden Vollmond. Der Park war schon dunkel und das Gefühl des Friedens schien von dem Himmel nieder auf die Erde zu schweben.

Zehntes Capitel.

Einige Tage später hatten die beiden Männer wieder einen weitern Spazierritt gemacht, um gelegentlich in den Haushaltungen verschiedener Familien nachzusehen, die von der Gutsherrschaft einer besondern Unterstützung genossen. Auf dem Rückwege wandten sie sich gegen ein, in einem Seitenthale ziemlich versteckt liegendes Dorf, worin die einzige Kirche der Herrschaft lag.

Der Pfarrer, bei welchem sie vorkehrten, ein hagerer, beinahe düsterer Mann im mittleren Alter, hatte für Wilhelm wenig Einladendes. Gleichwohl zeigte der Hauptmann gegen ihn eine große Freundlichkeit und ein achtungsvolles Zutrauen, und verweilte lange bei ihm, ungeachtet das Ansehen des Studirzimmers und des ganzen Hauses, in welchem keine Frau war, um Sauberkeit zu halten, unserm Freunde zu dem Aeußeren seines einzigen Bewohners durchaus zu passen schien.

Der Geistliche war von dem eingeleiteten Gutsverkaufe bereits unterrichtet, und erkundigte sich sehr genau nach der Persönlichkeit und dem Charakter des Grafen und nach den Veränderungen, welche er muthmaßlich in den kirchlichen Einrichtungen

seiner neuen Untergebenen vornehmen dürfte. Für Wilhelm war diese ganze Unterhaltung wenig interessant, ja beinahe beschwerlich, und er sah es herzlich gerne, als der Geistliche zu einem Kranken abgerufen wurde und auch sofort ohne Umstände sich von ihnen beurlaubte und zugleich mit ihnen von dem zugeschlossenen Hause fortging. Der Hauptmann schien dieses alles in der Ordnung zu finden und versprach beim Scheiden, möglichst bald wieder herzureiten.

Als sie Beide wieder sich allein und im Freien befanden, sagte der Hauptmann: „Sie vermuthen wohl nicht, daß dieser Pfarrer einer der achtungswürdigsten Menschen ist, welche ich jemals kennen zu lernen Gelegenheit hatte.“

„Wirklich hätte ich das ohne Ihre Versicherung nicht gedacht," antwortete Wilhelm.

„Und doch ist es wirklich so, und ich bin fest überzeugt, Sie würden nach einer nähern Bekanntschaft dasselbe Urtheil über ihn fällen. Ich kann mir freilich vorstellen, daß der stetige Ernst seiner Züge, die Unfreundlichkeit seines Zimmers Ihnen aufgefallen ist; aber Sie werden doch keine Spur von Verlegenheit, von Unbehülflichkeit, von Standesbeschränktheit an ihm bemerkt haben, und können daraus schon für gewiß annehmen, daß jenes schmucklose, strenge Aeußere seinen Grund in keiner Verwahrlosung seiner Bildung habe. Es ist wirklich nur der ungetheilte Eifer, womit er seinem Stande lebt, von dem er

eigentlich untrennbar geworden ist, welcher ihn auf weiter nichts achten lässet. Er scheint so wenig Zeit zu finden, an die Ausschmückung seines Hauses zu denken, als von der bewundernden Anerkennung seines Glaubens sich so weit herabstimmen zu können, daß ihm ein Scherz einfallen sollte. Alle seine Reden und Gedanken gehen nur auf die Religion aus, die er so wenig bloß in Hülfeleistungen für äußere Zwecke, als in gelehrten wissenschaftlichen Formen beschränkt sieht. Die bloße leibliche Hülfe erscheint ihm so unbedeutend, wie die gelehrte Kenntniß seiner Standeswissenschaften. Er ist in beiden untadelich, ohne davon nur zu reden. Aber wenn am Krankenbette der Arzt nicht mehr helfen kann, wenn es gilt, nach der Hülfe aus zeitlicher Verlegenheit ernstere Worte für

die Seele zu reden, wenn er Muße findet, um einmal im Vertrauen über die Vortrefflichkeit der Religion zu reden, da ist er mir wie ein Engel an Weisheit vorgekommen, der über allen Schein des Vergänglichen längst im Klaren ist, und doch mit bewundernswürdiger Geduld zu schweigen und auf die rechte Stunde zu harren weiß. Einen festeren, in sich zusammenhängendern Charakter, als den seinen, wird man schwerlich finden können."

Wilhelm meinte, die Plane des Grafen könnten ihm dann unmöglich gefallen.

„Sie haben gehört, daß er sich sehr genau erkundigte; aber ich glaube nicht, daß Sie ein Zeichen des Mißfallens werden bemerkt haben. Wenn er es auch em=

pfände, so scheint er es doch schon längst für gleichgültig zu achten, dergleichen zu äußern. Er kennt die Umstände des Barons und weiß, daß ich seine Ansichten kenne. Uebrigens betrachtet er Veränderungen dieser Art, als etwas, das er ohne Urtheil hinnehmen müsse, ohne an seinem Theile dadurch im mindesten sich stören zu lassen. Ich weiß voraus, daß er dem Grafen sich durch keine einzige Gefälligkeit wird zu verbinden suchen, und daß er eben so wenig übereilt gegen seine Unternehmungen eifern wird. Vielmehr zähle ich stark auf den Einfluß, den er seit langen Jahren auf seine Gemeinde gehabt hat, und glaube, daß wenigstens manche sich finden, die von ihm eine reinere Religion gelernt haben, als die neuen Einrichtungen ihnen geben könnten."

„Wie sehr ist es aber zu bedauern," versetzte Wilhelm, „daß ein so brauchbarer und von manchen Seiten selbst vortreffli- cher Mann auf den ersten Blick so ab- schreckend erscheinen muß. Wie so viel Mehre würden sich bei einer angenehmern Außenseite seines Wesens zu ihm hingezo- gen fühlen, wie viel mehr noch würde sein Einfluß wirken, und wenn alle trefflichen Menschen zugleich eine einnehmende Außen- seite besäßen, wie viel schöner würde uns unser Geschlecht erscheinen!"

„Freund," sagte der Hauptmann, „war- um bedauern wir es nicht vielmehr, daß sich so viele Menschen durch die Außenseite und den ersten oberflächlichen Eindruck be- stimmen lassen? daß so viele nur die äußersten Linien eines Charakters aufzufas-

sen wissen, und die Schönheit desselben nur mit solchen flüchtigen Umrissen beurtheilen können."

„Sie mögen Recht haben," entgegnete Wilhelm; „aber schwerlich werden Sie mir einreden, daß der würdige Mann, von welchem wir eben schieden, und mit ihm zahllose Andere sich sehr vortheilhaft ausnehmen würden, wenn man sie unverändert in einer Erzählung darstellen wollte. Und das scheint mir doch zu beweisen, daß es nicht Unrecht sey, wenn man etwas an ihnen vermisset."

„Ich habe nichts dawider," versetzte der Hauptmann, „daß die, welche dazu gestimmt sind, ihr ganzes Leben wie eine Darstellung betrachten, und alle Ereig-

nisse, Zufälle und selbst alle ihnen begeg-
nende Menschen als Theile derselben wür-
digen, und von ihrer täglichen Erfahrung
einen ähnlichen Genuß fodern, wie von
dem Lesen einer Epopöe, eines Romans
oder eines Drama. Aber es scheint mir
doch billig, daß diese wenigen sich gewöh-
nen, auch das anscheinend Gemeine und
Unangenehme durch eine schärfere, eindrin-
gendere Beobachtung des innern Wesens,
durch ein Mißtrauen gegen den ersten Sin-
neneindruck sich selbst zu verschönen, als
daß die ganze menschliche Natur sich ihnen
zu Gefallen umwandeln, und jedes verbor-
gene Treffliche ihretwegen nach einer äußern
Sichtbarkeit ringen sollte, die vielleicht seine
eigenthümliche Vollendung hindern könnte.
Wenn Sie wirklich, wie ich glaube, an
eine solche dichterische Beurtheilungsweise

an die Beobachtung Ihrer Lebenserfahrungen aus dem Gesichtspunkte des Schönen gewöhnt sind; so suchen Sie sich nur immer mehr über dasjenige, was jeder Stand, jedes Alter eigentlich seyn sollte, zu unterrichten, streben Sie immer mehr nach der Fertigkeit, das Innere eines jeden Menschen sowohl aus dem Aeußern zu errathen, als durch Gespräche, gleich einem Geiste, zur Sichtbarkeit zu rufen, und ich bin im voraus gewiß, daß Ihnen dann Charaktere, wie mein Freund dort im Dorfe, durchaus nicht weiter störend seyn, sondern in einem wahrhaft schönen Lichte erscheinen werden."

Wilhelm schwieg nachdenkend. „Wenn ich mich nicht irre," sagte er endlich, „so machen Sie zwischen den Begriffen des

Schönen und des Trefflichen nicht den Unterschied, welchen man doch, wie ich glaube, zwischen beiden annehmen sollte, um den Fehler zu vermeiden, daß man nicht das bloß Treffliche mit dem Schönen verwechsele. Erinnern Sie sich nur der Charaktere, welche Richardson, Hermes und andere frühere Schriftsteller in ihren Werken aufstellten. Sie sind trefflich, aber man ist doch darüber einverstanden, daß sie nicht dichterisch sind."

„Und irre ich nicht," sagte der Hauptmann lächelnd, „so höre ich wieder den Bewunderer Göthe's in Ihren Worten."

„Wie so?" fragte Wilhelm. „Sie werden doch zugeben, daß Göthe ein bes-

ſerer Charakter-Maler ſey, als etwa Richardſon?"

„Muß ich denn wieder mit Ihnen ſtreiten?" verſetzte der Hauptmann, „und ich weiß noch nicht, wie Sie ſich über unſere letzte Debatte entſchieden haben. Sagen Sie mir doch zuerſt, ob Sie das unterſuchten, was ich vor einigen Tagen von den wiederkehrenden Haupt-Charakteren der Götheſchen Schriften behauptete?"

„Zum Theil allerdings, und ich muß geſtehen, daß ich wenigſtens anfange, den Sinn Ihrer Meinung zu begreifen. Aber eben weil ich dadurch in eine Art von Zwieſpalt mit mir ſelbſt gekommen bin, möchte ich lieber Ihre ganze Anſicht von dem Dichter auf einmal kennen."

„Behüte,“ sagte der Hauptmann, „das wäre für mich eine Mühe, die der Gründlichkeit Ihrer Ueberzeugung doch nur schaden könnte. Wir wollen uns den Stoff zu künftigen Unterhaltungen nicht durch Schwelgerei aufzehren. Indeß will ich über das, was wir gerade jetzt besprechen, Ihnen doch meine Gedanken vorzulegen suchen.“

„Daß Göthe ein besserer, oder ein mehr poetischer Charakter-Maler als Richardson sey, will ich jetzt nicht bestreiten. Er ist unläugbar vorsichtiger in der Auswahl der zu seinen Zeichnungen gewählten Züge, bescheidener oder klüger in der Weitläuftigkeit der Ausführung, mannichfaltiger in der Composition. Doch ist es eine andere Frage, ob Grandisons, Clarissens und Pamelens Charakter nicht unter der Be-

handlung eines besseren Dichters schöner erschienen seyn würde, als vielleicht alle Charaktere Göthe's. Wenn Sie vermuthen, daß ich die Begriffe des Schönen und des Trefflichen nicht genug aus einander halte, so scheint es mir dagegen, daß Sie, wenigstens so eben, das eigentliche Schöne von dem Begriffe seiner technischen Darstellung oder Offenbarung nicht genau genug sonderten."

„Um mich kurz zu erklären, und Ihnen in einem klaren Satze den Streitpunkt zu geben, so halte ich Göthen für einen poetischen Geistes-Läugner. Ich glaube nämlich, daß er nicht die unsichtbare Gottheit, sondern nur ihre sichtbare Erscheinung anbetet, nicht das wesentlich Schöne, sondern seine Offenbarung."

„Das ist stark!“ rief Wilhelm aus. „Dann wäre es ja sogar überaus gefährlich, sich durch ihn bilden zu wollen.“

„Das behaupte ich allerdings zugleich. Keinem jungen Künstler würde ich anrathen, diesem Schriftsteller mit zu unvorsichtiger Bewunderung zu huldigen. Er würde unausbleiblich aus einem Priester des Göttlichen ein Götzendiener, der nur das Sichtbare zu finden weiß, und mich dünkt, wer die Versuche seiner frühern und spätern Nachahmer insgesammt vergleicht, der muß erkennen, daß sie alle das eigentliche Ziel ihres Strebens, den rechten Gegenstand ihrer Verehrung verloren haben. Denn was, das von Menschen je verehrt und bewundert wurde, finden Sie in Göthe's Schriften als heilig durchgängig erkannt

und dargestellt? Nicht die Ideen des Glaubens, nicht den höchsten Gedanken, nicht die ewige Bestimmung des Menschen, nicht die Frömmigkeit, Wahrheit, Gerechtigkeit, nicht die reine Liebe, die geistige Kraft, den treuen Muth, nicht einmal die Ideen, welche den einzelnen Ständen der Menschheit zur Grundform liegen. Vereinzelte Aussprüche begegnen Ihnen allerdings über alles, aber eben so viele, die diesen gerade entgegen stehen, und alles wieder aufheben. Larven von Helden, Königen, Geistlichen, Rechtsbeamten, Kaufleuten, Staatsmännern finden Sie genug, aber keinen lebendigen Charakter, worin das Wesen des Begriffs repräsentirt wäre, wie etwa in den Gemälden des Vatikans die Religion, die Philosophie und die andern Facultäten. Alles Unsichtbare ist ein Chaos geworden,

worin unter Irrthümern und Schmutz einzelne Reste des Göttlichen umher treiben, und nur die Form steht fest."

„Nein," fiel Wilhelm ein, „halten Sie inne, es wird mir zu viel. Aber wenn ich nicht die Gewandtheit habe, um Ihnen augenblicklich mit ähnlichen entschiedenen Sätzen zu antworten, so sehen Sie das nicht an, als ob ich eine solche Meinung mit Ihnen theilen könnte. Wenn bei Göthen jene Ideen des Glaubens, der Freiheit, Wahrheit, Frömmigkeit, nebst den andern weniger bestimmt erscheinen, als bei Klopstock, Schiller und den meisten übrigen unter unsern Dichtern; so erkläre ich das einfach daraus, weil sie einem von Vorurtheilen unverblendeten Auge auch in der Wirklichkeit eben so unbestimmt offen-

bar werden. Göthe übersetzt nur die Stimmen der Natur rein aus der Ursprache des Herzens, und wo ein Herz in den Ahnungen des wahrhaft Göttlichen aufglühen mag, da findet es auch in Göthe's Schriften sicher irgend wo eine Spur, daß er einmal dasselbe empfand und ohne Uebertreibungen aussprach."

„Wir wollen uns von den allgemeinen Behauptungen zurückziehen, lieber junger Freund. Die gelegentliche Betrachtung des Einzelnen wird uns endlich am sichersten zu denselben wieder hinführen. Wir redeten vorhin von dem Pfarrer; Sie halten ihn für unfähig, in einer Dichtung zu erscheinen; ich dagegen behaupte, es gehöre nur ein hellerer Blick dazu, um in ihm einen wahrhaft schönen Charakter zu erken=

nen, vornehmlich darum, weil er das Wesen, die Idee seines Standes unverfälscht repräsentirt. Eben fällt mir ein, daß in den Wahlverwandtschaften von dem wunderlichen Mittler gesagt wird, daß er ein Geistlicher gewesen sey. Daß Sie diesen Charakter für gelungen halten können, glaube ich nicht; er fällt als sehr oberflächlich in die Augen. Die große Gewandtheit, die im Voraus an demselben gerühmt wird, bestätigt sich keineswegs; wir sahen ihn mit einer Ungeschicklichkeit verfahren, die mit einer mäßigen Weisheit zu vermeiden gewesen wäre. Aber lassen Sie uns diesen Mann uns etwas lebhafter vorstellen, wie ich Ihnen vorhin anrieth, daß Sie nicht bei dem ersten Anschein möchten stehen bleiben. Lassen Sie uns, wie es jedes Lesers unbestreitbares Recht ist, denselben

als wirklich und etwa noch lebend denken. Daß er in den geistlichen Stand nicht paßte, ist offenbar genug. Wer so wenig sittliche Strenge hat, daß er nicht den Ehebruch schlechthin für ein Verbrechen erklärt, so wenig Energie, daß er ohne Ansehen der Person gleich Anfangs das Gesetz in Schutz nimmt, das er für ein göttliches bekennen mußte, so wenig feines Gefühl, daß er mit dem Weltheilande schon die Gedanken in diesem Punkte richtete, der gehörte allerdings nicht für den Dienst unserer Religion und that wohl, daß er es selbst empfand und davon zurücktrat. Aber widrig ist es, daß dieser ohnehin nicht sehr angenehme Mensch nun gleichwohl fortfährt, sich um die ehelichen Verhältnisse zu kümmern, ja mit einer unbegreiflichen Beschränktheit seiner Gedankensphäre fast nur

in diesem engen Kreise von Begriffen lebt. Sagen Sie, wenn ein so bornirter und doch zugleich so zudringlicher Mensch, der sich von einem Gelübde, eben so heilig wie das der Ehe, willkührlich lossagt, sich uns persönlich näherte, würden Sie ihm eine angenehme Außenseite zugestehen?"

„Nein," sagte Wilhelm, „ich gebe Ihnen diesen Mittler gern Preis, und gestehe auch gern, daß es fehlerhaft von dem Dichter sey, ihn so geschildert zu haben, daß eine lebhaftere Vergegenwärtigung uns zu einem verwerfenden Urtheil über denselben zwingt. Indeß war es vielleicht nur die Absicht Göthe's, auf irgend eine Art zu zeigen, daß jede fremde Einmischung in Familienangelegenheiten hinderlich sey."

„Keineswegs,“ entgegnete der Hauptmann, „denn es wird ja von Fällen geredet, wo dieselbe Einmischung eben den beabsichtigten Zweck erreicht habe. Und wenn etwa bloß die Verwickelungen gemeint seyn sollen, die durch eine lebhaftere Leidenschaft veranlaßt werden, so mußte nicht eine so unbehülfliche Einmischung, wie die des Mittler, gewählt werden, um den Satz wirklich durchzuführen; sondern die nachdrückliche Stimme, welche an das mahnet, wovor sich jedes, noch so verwöhnte Herz beugen muß, oder die Sprache einer wahren, schonenden Weisheit, welche den in der Leidenschaft umher getriebenen Menschen wie ein scharfes Schwerdt gleichsam spaltet, daß seine Einsicht sich seiner Neigung gegenüber sieht. Blieb diese Lösung aber nicht poetisch, so hinderte ja den Dichter

nichts, sich eine ganz andere Aufgabe zu setzen. Daß er aber gleichwohl diese wählte, ohne sie rein zu lösen, das ist immer mit Recht zu tadeln."

„Ueberhaupt," fuhr er fort, da Wilhelm schwieg, „werden Sie beim Göthe finden, daß er weder das Wesen des geistlichen Standes, noch die poetische Seite desselben jemals gefaßt zu haben scheint. Denn von der Art des Mittler, der freilich aus demselben herausgetreten ist, sind alle Geistlichen, die sich in seinen Werken finden lassen; es ist unter ihnen dieselbe Gleichheit, die sich zwischen den Hauptcharakteren seiner Schriften bemerken lässet. Nie ist es die Religion, welche sie eigentlich beschäftigt, nie das ganze geistige Wohl der Menschheit, das sie im Auge halten; ihre

Ansichten sind nicht durch den Glaube
dem sie dienen, bestimmt. Gleich w
Aerzte, die etwa die Landwirthschaft tri
ben, oder Rechtsbeamte, welche sich d
Naturkunde befleißigten, erscheinen sie all
in Thätigkeit außer ihrer Sphäre und ma
muß darum glauben, daß sie in derselbe
wenig sich umgesehen haben."

Freilich, meinte Wilhelm, möge diese Darstellung der Wirklichkeit nicht ganz ungleich seyn; denn er kenne selbst einige Geistliche von ganz ähnlichem Wesen, zum Beispiel einen, der sich zum besondern Geschäfte gemacht habe, Wahnsinnige zu behandeln.

„Das wird den Dichter nicht entschuldigen können," versetzte der Hauptmann.

„Mein Bruder ist auch dem Namen nach Geistlicher, aber in Wahrheit nichts weniger als das, sondern überall mehr, als in den religiösen Ideen heimisch. Aber wenn ich veranlaßt wäre, eine Erzählung zu schreiben, worin ich ihn verflechten müßte, so würde nichts mich abhalten können, ihn so vorzustellen, wie er im Widerspruch mit seinem äußerlich angenommenen Stande mir erscheinen muß."

„Am ehrlichsten wäre das allerdings," sagte Wilhelm lächelnd. „Indeß würde ich keinen Anstand nehmen, an Göthe's Stelle, wenn ich ein Unvermögen wahrnähme, die geistlichen Ansichten darzustellen, irgend fremde Hülfe zu suchen. Die Bekenntnisse einer schönen Seele zum Beispiel scheinen mir in einem sehr frommen Geiste

geschrieben. Wenn ich sie nun etwa in meine Biographie verflöchte, würden sie nicht die Lücke ausfüllen, die sich vielleicht bei mir eben so, wie bei Göthen, vorfindet?"

„Vielleicht wohl, wenigstens bei denen, welche die Verschiedenheit des Verfassers nicht aus innern Merkmalen herauszufinden wissen. Diejenigen aber, welche hierin geübt sind, würden Sie mindestens nicht täuschen. Da Sie selbst sich erklären, mit den religiösen Ideen fremd zu seyn, so haben Sie auch wohl nicht bemerkt, daß eben diese Bekenntnisse durch eine zweite Hand mehrfach verändert worden sind?"

„Wie?" fragte Wilhelm überrascht.

„Mathilde fühlte dieses an mehrern Stellen sogleich," sagte der Hauptmann, „als wir sie zuerst lasen. Sie fand besonders gegen das Ende, aber auch in der Mitte Widersprüche mit dem Charakter der Schreibenden, die sie sich nicht erklären konnte. Und wirklich waren diese Papiere meinem Bruder durch die Hände gegangen, im Styl ein wenig verändert und an zwei Stellen ein wenig abgekürzt, wo denn seine eignen dafür eingeschalteten Worte die Spuren enthielten, welche Mathilden aufmerksam machten. Sie sehen also, daß Göthe, wenn er ein Werk, wie die Bekenntnisse benutzte und etwa einschaltete, zwar die Mehrzahl täuschen, seinen Bewunderern vielleicht selbst als Herrnhuther erscheinen, aber eben durch die merkbare än-

dernde Hand die Wahrheit an die Prüfen-
den verrathen würde."

„Wunderbar," sagte unser Freund, in-
dem er noch vornehmlich an das ihm so
interessante Manuscript dachte. „Aber wie
kam denn diese Handschrift zunächst in die
Hände Ihres Herrn Bruders?"

„Ich habe vorausgesetzt, daß er Ihnen
persönlich bekannt wäre," sagte der Haupt-
mann, „indem Sie selbst mir einen Brief
von ihm brachten, der Ihrer sehr genau er-
wähnte."

„Der Abbé?" fragte Wilhelm.

„Freilich eben der," erwiederte der
Hauptmann.

Durch diese unerwartete Nachricht wurde der Fortgang des Gesprächs unterbrochen. Indeß, so neu sie Wilhelmen war und so befremdend wegen der verschiedenen Confession der beiden Männer, so hatte er doch den Hauptmann bereits zu genau kennen gelernt, als daß er gegen ihn, als einen Bekannten jener Gesellschaftsglieder, hätte ein Mißtrauen fassen können.

Elftes Capitel.

Wir erinnern uns eines Vorfalls, der früher unserm Freunde nicht unbedeutend erschienen war, ob er ihn gleich nachher vergaß. Bei seiner ersten Vorstellung des Hamlet hatte ein Unbekannter, als der Geist des verstorbenen Königs in Wilhelms Händen einen Schleier zurückgelassen, auf welchem er die ihm unerklärlichen Worte: „Flieh, Jüngling, flieh!" fand. Erst ge=

raume Zeit nachher hatte er in Erfahrung gebracht, daß dieser Geist kein anderer, als der Abbé, oder dessen ihm noch unbekannter Bruder gewesen seyn müsse.

Es war in der That dieser letztere, den wir unter der Person des Hauptmanns kennen, welcher damals sich des verlegenen jungen Mannes angenommen hatte. Er befand sich eben zum Besuch bei seinem Bruder, als der blonde Friedrich vorsprach, der zuweilen sein Geld selbst aus den Händen seiner Verwandten abholen mußte, weil man seinen Aufenthalt nicht jedesmal kannte. Durch diesen war man schon früher auf Wilhelm aufmerksam geworden, der ja beinahe die Stelle eines Erziehers bei dem Wildfange vertrat, und es lenkte sich auch jetzt das Gespräch auf ihn hin. Der Abbé

war der Meinung, die seinen Grundsätzen gemäß war, daß ein Mensch auch in seinem Irrthume scheinbar frei bleiben, ja selbst bestärkt werden müsse, und hörte darum die Nachricht von dem förmlichen Engagement unsers Freundes sehr ruhig an. Der Hauptmann aber erklärte sich dagegen, weil es Irrthümer gebe, die nicht nur bis ans Ende bleiben, sondern auch auf Andre, selbst auf die folgenden Geschlechter übergehen könnten. Das Benehmen Wilhelms gegen den so wenig erkenntlichen Knaben und gegen seine andre Bekannte schien ihm eine edlere Grundlage zu zeigen, als ein Schauspieler zum Bau seines Glücks bedarf. Er hielt ihn für bildsam zu Allem und darum nicht für einen Stand gemacht, dessen Aufgabe es nur ist, nachzubilden, und der darum sich selber zu bilden nur

zu gewöhnlich vergißt. Er wußte seine Meinung durchzusetzen, mußte aber seinen Freunden darin nachgeben, daß er keine persönliche Bekanntschaft mit Wilhelm anknüpfte, die man zugleich Aureliens und des blonden Friedrichs wegen für's erste nicht wünschte. So leitete sich jener wunderliche Vorfall ein, der indeß doch den beabsichtigten Zweck nicht erreichte.

Die beiden Freunde hatten sich also schon für einander interessirt, noch ehe sie sich kannten, und vielleicht war dieses Interesse an der Seite des Hauptmanns noch durch die Erzählungen des Marchese vermehrt worden, wenigstens scheint sein ganzes Benehmen gegen unsern Helden es zu bestätigen, daß er sich vorgenommen hatte, auf ihn mehrfach einzuwirken. Aus keinem

andern Grunde konnte er so geflissentlic
die Vorliebe desselben für die Götheschen
Schriften bestreiten und jeden Anlaß be
nutzen, um sehr nachdrückliche Behauptun
gen auszusprechen, die wohl weniger des
geistvollen Dichters wegen aufgestellt wur-
den, als um mittelbar gegen die Liebhabe-
reien und Vorurtheile des jungen Mannes
zu streiten, die sich ihm in der Bewunde-
rung eines solchen Schriftstellers zu äußern
schienen.

Ob indeß der Hauptmann nicht noch einen weiteren Grund hatte, weshalb er sich unserm Freunde so angelegentlich näherte, das wird sich vielleicht späterhin entscheiden.

Am Tage nach dem Gespräche, welches wir zuletzt mittheilten, erzählte er un-

serm Freunde den ganzen Vorfall an jenem Abende, wo Wilhelm zum erstenmale in der Rolle des Hamlet auftrat.

„Gegenwärtig," sagte Wilhelm, „bin ich selbst der Meinung, daß ich für das Theater nicht geeignet sey; aber ich gestehe, daß mich diese Erinnerung damals befremdete, wo ich für meinen Stand so begeistert und auch so glücklich war, zu gefallen."

„Wenn ich offen seyn darf," versetzte der Hauptmann, „so mußten Sie in Rollen, wie die des Hamlet, des Prinzen in der Emilia Galotti, des Don Carlos, des Egmont und Tasso eines ausgezeichneten Beifalls gewiß seyn. Diese Classe der noch schwankenden, zum Theil durch die Um=

stände gebildeten und wieder veränderte[n] Charaktere mußte in ihrer Eigenthümlichkei[t] von Ihnen so lange leicht gefaßt werden[,] als sie im Grunde den darzustellenden Charakter schon selbst besaßen. Desto unglücklicher mußten Sie in andern Rollen auftreten. So war also im Voraus Ihr Fach, worin Sie sich auszeichnen konnten, ohne eben eine strenge Schule gemacht zu haben, schon bestimmt. Das Ganze der Kunst, welche Sie gewählt hatten, zu umfassen, blieb für Sie unmöglich; Sie konnten es nie darin zur höchsten Vollkommenheit zu bringen hoffen, und das genaue Studium der für Sie geeigneten Rollen mußte Sie in einer Gemüthsbeschaffenheit fest halten, die Ihnen zwar Ihr Fach erleichterte, aber in Ihrer Bildung ein großes Hinderniß war."

„Also," sagte Wilhelm, „finden Sie zwischen meinem Charakter und dem Charakter des Hamlet, Tasso, Egmont eine bemerkbare Aehnlichkeit?"

„Nachdem ich schon einmal," versetzte der Hauptmann, „über die Götheschen Charaktere mich auf eine Art geäußert habe, die Ihnen hart zu seyn schien, müßte ich wohl vorsichtig mit meiner Antwort seyn. Denn Sie würden dann ohne Weiteres schließen, daß ich Sie nicht bloß dem Tasso und Egmont, sondern nach meinen frühern Aeußerungen, dem Werther, Faust, Eduard, Hermann, Clavigo und so weiter ähnlich fände und alles das Böse über Sie urtheilte, was ich über diese eingestandenermaßen ausgesprochen habe. Aber, lieber Freund ein lebender Mensch, der es in seiner Ge-

walt hat, sich selbst wenigstens einen thei
weise veränderten Charakter zu geben, i
immer anders zu beurtheilen, als ein dich
terischer Charakter, der innerhalb der Grän
zen der Dichtung abgeschlossen erscheint
Ueber den Lebenden richtet erst die Zeit der
Reife, wo alle Formen fest geworden sind,
ja oft erst das Ende; denn es begegnen
uns zu Zeiten Erscheinungen, wie der Graf,
von dem wir schon öfter redeten, die auch
im spätern Alter sich noch merklich verän-
dern. Also werden Sie es nicht als so
ganz hart aufnehmen, wenn ich eingestehe,
daß Sie mir wirklich mit Hamlet und den
Götheschen Charakteren darin eine entschie-
dene Aehnlichkeit zu haben scheinen, daß es
Ihnen noch bisher an der rechten Einheit,
an einem entschiedenen Mittelpunkte, auf

den sich alle Erkenntnisse, Kräfte, Grundsätze und Bestrebungen beziehen, fehlte."

„Ach," sagte Wilhelm, den sein eigenes Mißtrauen wieder anwandelte, „es ist leider nur zu gegründet! Ich habe es selbst oft genug empfunden und mir eingestanden, daß es mir bald an der rechten Klarheit, bald an der gehörigen Festigkeit mangelte; wie sollte ich es denn Ihnen übel nehmen, wenn Sie kein günstigeres Urtheil fällen? Was könnte Ihnen mehr Gelindigkeit vorschreiben, als ich gegen mich selbst übe? Aber das thut mir wehe," fügte er hinzu, „daß diese Unklarheit, dieser Wankelmuth so hervorstechend, so groß ist, um selbst denen schon aufzufallen, die noch so wenig von meinen Schicksalen und meinem Innern kennen!"

„Verlieren Sie den Muth nicht," sagte der Hauptmann; „denn Sie können mich doch für keinen solchen ansehen, der mit Ihnen noch gänzlich unbekannt wäre. Haben wir doch uns schon gegenseitig ein wenig kennen gelernt, und ich hoffe, Sie fühlen es, daß diese nähere Bekanntschaft mich Ihnen nicht entfremdet hat. Freuen Sie sich im Gegentheil, wenn Ihre Natur wirklich von der Art ist, daß sie sich leicht als diejenige kund giebt, welche sie wirklich ist. Die unglückliche Kunst des Scheins, der Repräsentation wird Ihnen dadurch freilich schwer; aber glücklich derjenige, der nicht eine Rolle, eine Charaktermaske, sondern sich selber durchs Leben durchführt. Entsinnen Sie sich unsrer ersten Gespräche. Aufrichtigkeit, Wahrhaftigkeit ist das vorzüglichste Mittel zur Bildung. Man muß

nicht besser scheinen, als man ist, um so vollkommen zu werden, als man seyn kann. Sie haben selbst das Leben der bloßen Convenienz für unbedeutend erkannt gegen das rein menschliche Leben in und mit der Natur. Nur in jenem kann es einen Werth haben, seine Schwächen hinter den Formen zu verdecken, nicht bei dem Leben mit seinem Herzen, wie es der Fromme führt, nicht bei dem Leben in der Natur, wie wir es suchen. Freuen Sie sich darüber, daß jener Mangel von Ihrer aufrichtigen Natur so leicht verrathen wird. Noch besitzen Sie Jugend und Lebhaftigkeit genug, um das Fehlende zu gewinnen."

Mathilde kam zu ihnen heraus in den Garten; Wilhelm erröthete und der Haupt-

mann gab dem Gespräche schnell wiede
eine Wendung ins Allgemeinere.

„Unter allen Charakteren, welche uns der große Shakspeare besonders ausführlich schildert, erscheint mir Hamlet als der einzige, welcher mit den gewöhnlichen Göthe=schen Charakteren zu einem Fache gehört. Etwas räthselhaft ist mir dieser Charakter, nach allem, was Schlegel, Krummacher und Andere darüber geurtheilt haben, noch immer und vornehmlich darum, weil er in der von Shakspeare benutzten Sage als ein ganz anderer, ungleich festerer, als ein nordischer Achill erscheint, voll Klugheit und Muth, der aber nach vielen Schicksalen mitten in der Zeit seines aufgehenden Glückes fällt. Der große Dichter erlaubte sich hier eine starke Veränderung, um die

von ihm vorzugsweise aufgefaßte Idee glücklicher darzustellen. Er wählte ihn nicht sowohl zum Helden, als zu einer nothwendigen Mittelsperson seiner Arbeit. Statt, wie er sonst pflegte, den in der Novelle enthaltenen Charakter zu erheben, zu verstärken, mußte er darum die in der Sage enthaltenen Züge diesesmal schwächen, zum Theil selbst auslassen, ohne dagegen nur einen einzigen hinzuzusetzen. So entstand sein Trauerspiel, wie wir es haben, wo der alte Held Amlet als ein nur für einen gewissen Stand der Convenienz gebildeter Prinz erscheint, der nothwendig ungewandt, unbehülflich und zuletzt unglücklich seyn mußte, als die Umstände ihn aus jener bekannten Lage in eine ernstere drängten, deren Mittelpunkt er seyn sollte, ohne daß er es seyn konnte."

Beinahe dieselbe Ansicht hatte, wi[e] wir uns erinnern, Wilhelm selber scho[n] früherhin gegen Serlo geäußert, und es freute ihn, diese Meinung durch des Haupt=mannns Urtheil bestätigt zu finden.

„Also," fragte Mathilde, „liegt nach Ihrer Meinung, lieber Coucy, in Shak=speares Hamlet für uns die Weisung, daß man sich nicht zu sicher und unvorsichtig bloß für einen bestimmten Stand zu bilden habe, indem sich die Umstände plötzlich ver=ändern können und wir uns dann rathlos finden?"

„Wir dürften allerdings zufrieden seyn," sagte der Hauptmann, „wenn das Nach=denken über dieses Trauerspiel uns nur diese eine, höchst wichtige Lehre einschärfte.

Indeß Männer, wie unser Freund, wollen im Urtheil über Kunstwerke schon eine andre Ausdrucksform. Da müßte man etwa sagen, der Hamlet sey ein Schicksalsdrama, worin die Idee liege, daß ein Mensch untergehen müsse, der den von ihm durch das Schicksal gefoderten Thaten nicht gewachsen sey. In Wahrheit enthält dieser Satz aber nur den von Ihnen anwendbarer ausgedrückten Sinn. Alle Menschen werden sich wie Shakspeares Hamlet benehmen, die sich nur äußerlich für gewisse bestimmte Lagen des Lebens zur Gewandtheit, aber nicht für alle mögliche Lagen zur Kraft und Resignation gebildet haben, sobald sich nur ihre Umstände so weit verändern, daß ihre erworbenen Fertigkeiten unbrauchbar werden. Die Folgen werden nicht immer so tragisch, wie für

Hamlet seyn, aber doch immer fühlbar genug. Belege dazu fehlen zu keiner Zeit, am wenigsten in der unsrigen, wo die gebildeten Stände so gewöhnlich nur zu einer Gewandtheit des Benehmens, zu einer Fertigkeit im Umgang, zu einem sichern Gleichgewicht in ihren Zirkeln erzogen werden, und doch so leicht durch den Wechsel der Staatsformen sich in eine Lage geworfen sehen, wo nur die Kraft nutzbar bleibt."

Zwölftes Capitel.

„Störe ich Sie auch vielleicht?" fragte der Hauptmann unsern, unter einer Linde in Lesen vertieften Freund.

„Keinesweges," sagte dieser, „ich wünschte Sie vielmehr in den Stunden, wo ich lese, immer bei mir."

„Das ist mir lieb. Und was lesen Sie denn?"

„Vorhin den Götz von Berlichingen zum Schluß; nun eben den Anfang des Werther. Aber ich weiß nicht, wie ich so anders urtheile, wie ehedem. Selbst der bewunderte Götz erscheint mir gar nicht mehr als ein rechter Held; er hat einen deutlichen Anflug von der innern Schwäche, die Sie an Göthe's Männern bemerkten, und die ich mir an einem solchen Ritter doch nicht wohl denken kann. Und wie ich nun vollends zum Werther komme, so empfinde ich zum erstenmale, daß mir selbst Göthe Langeweile machen kann."

„Daß Götz an vielen Stellen als ein wahrer Ritter erscheine," sagte der Hauptmann, „läßt sich nicht läugnen und erklärt sich für denjenigen ganz einfach, der es weiß, daß Göthe zuweilen fast wörtlich

dabei den alten Nachrichten folgte. Daß er aber da, wo der Dichter aus eigner Phantasie arbeitet, sich nicht in seiner Kraft behauptet, und daß alle, nicht historisch genaue Nebenpersonen keinesweges den Charakter ihrer Zeit aussprechen, das ist eben so unläugbar. Vom Werther aber ist leider gar nichts zu sagen."

„Aber," sagte Wilhelm, „wollen Sie mir nicht auch Ihr Urtheil über die weiblichen Charaktere in Göthe's Schriften sagen?"

„Warum nicht? Ich denke, wir werden hier schneller einverstanden seyn. Erinnern Sie sich denn an die Lotte im Werther, die Herzogin im Tasso, die Ottilie, die Margarethe im Faust, die Klara im

Egmont und welche Sie sonst wollen, nur daß wir bei den Hauptcharakteren auch hier stehen bleiben. Finden Sie nicht bald das Gemeinschaftliche in ihrer aller Charakter? Ist es nicht überall die Vorstellung, als ob das weibliche Wesen seine Güte, seine Vortrefflichkeit nicht durch Bildung, durch Streben, sondern aus der Hand der Natur als eine Vorbegünstigung empfange? Erscheint die Liebenswürdigkeit der Herzogin wie der Ottilie, Lottens wie Margarethens nicht wie ein Geburtsvorzug, der nur ungekränkt müsse bewahrt werden? Ist es nicht überall, ich möchte sagen ein Instinkt der Vortrefflichkeit, welcher die weibliche Seele ganz unabhängig von ihrem Mitwissen, gleich wie eine Blume entwickelt? Von dieser Idee geht unser Dichter nur gezwungen ab, wenn er nämlich noch eine

zweite weibliche Hauptfigur bedarf, wie die Charlotte neben der Ottilie, oder die Leonore neben der Herzogin, oder wenn ein historisches Feld ihn zu einiger Veränderung zwingt, wie bei der Gattin des Götz oder der Iphigenie."

„Sie haben Recht," versetzte Wilhelm, „aber ich finde Ihr Urtheil hier auch ungleich milder, als früher dasjenige, welches Sie über die Männer aussprachen."

„Etwas milder ist es allerdings," sagte der Hauptmann; „denn das weibliche Wesen gedeiht besser, wenn es nach Göthe's Lieblingsgedanken seinem Herzen folgt, als das männliche, und wir finden hier weniger Sophisterei der Leidenschaft, weniger Untreue gegen sich selbst, weniger Unglauben,

als bei den Männern. Aber ob mit diesem Naturgewächs von Einfalt oder Unschuld das eigentliche Ideal der Weiblichkeit aufgestellt sey, und ob bei dem ganzen Gedanken, daß die Vortrefflichkeit ein durch Passivität zu gewinnendes Gut sey, die ewigen Rechte des Göttlichen ungekränkt bleiben, das bezweifle ich sehr. Wenigstens ist mir noch nie ein weibliches Wesen vorgekommen, welches bloß durch ein leidendes Verhalten gegen die erziehende Hand der Menschen, der Umstände oder des sittlichen Instinkts, ohne hinzuwirkende Selbstthätigkeit der Liebe zu einem gewählten Ideal eine reine Vollendung erreicht hätte. Und eben so wenig wage ich zu behaupten, daß das Göttliche, wonach der Mensch auch im Weibe streben soll, etwas anderes sey, als dasjenige, wonach die männliche Be-

geisterung zu ringen hat. Und das ist etwas Höheres, als Sie bei den Lotten, Gretchen, Klärchen, Ottilien und so weiter finden. Die Thekla in Schillers Wallenstein, die Johanna von Orleans sind andere und höhere Wesen, als jene, und zwischen ihnen und der Maria Stuart, der Elisabeth, der Bertha, der spanischen Königin, der Braut und Mutter von Messina, der Turandot, der Amalia und Luise finden Sie eine eben so viel größere Mannichfaltigkeit der Entwicklung den Götheschen Frauen gegenüber, als Sie zwischen Tell, Carlos, Posa, Wallenstein, Leicester, Carl und Franz Moor und den andern Helden der Werke Schillers im Vergleich mit den Götheschen sogenannten Helden wahrnehmen."

„So wäre es ja entschieden," sagte

Wilhelm, „daß Göthe wenigstens in der Charakteristik kein Meister sey, daß er mindestens Schillern und noch mehr Shakspearen darin nachstehe.“

„Die Hauptfiguren,“ versetzte der Hauptmann, „entscheiden für das Urtheil allerdings das meiste, und daher möchte sich es wohl erklären, weshalb aller Bewunderung Göthe's ungeachtet doch kein einziges Drama desselben nur so viel Glück gemacht hat, als die schwächeren Arbeiten von Schiller. Indeß müssen wir, ehe wir ein Endurtheil fällen, doch billiger Weise zuvor noch die Nebenpersonen wägen, welche, wenn auch mit schwächern und flüchtigern Zügen hingezeichnet, doch immer den Werth ihres Malers bestimmen helfen. Wenn Sie sich hier auf eine nähere Untersuchung bei

Göthen einlassen wollten, so würden Sie, wie ich meine, bemerken, daß unter den männlichen Nebenfiguren die hervorstechenden allerdings mehr Consequenz haben, als die eigentlichen Helden, daß der Albert neben dem Werther, Oranien neben Egmont, Pylades neben Orest, der Hauptmann neben Eduard und so weiter allerdings als solche erscheinen, die besser wissen, was sie eigentlich wollen, die weniger von Leidenschaften und Umständen verändert werden. Aber freilich ist es auch bei diesen insgesammt eine gewisse Klugheit oder eine leidenschaftlose Einfalt, die oft genug als Kälte oder Beschränktheit bemerklich gemacht wird; es ist nirgend die besonnene Kraft, nie die aus inniger Begeisterung hervorgehende Kühnheit, welche dem Wesen seine Einheit und Stätigkeit giebt."

„Ich fange an zu verstehen," sagte Wilhelm, „was Sie damit sagen wollten, wenn Sie Göthen einen poetischen Geistesläugner nannten, der nicht die unsichtbare Gottheit des Schönen verehre, sondern nur ihrer Erscheinung huldige. Wenn es gegründet ist, daß weder der Dichter in den Stellen, wo er selber redet, und in dem Sinne eines ganzen Werkes das ewige, wesentliche Schöne als Priester und Seher verkündigt, noch daß er Charaktere aufstellt, in welchen dasselbe als in hohen Symbolen ausgesprochen wäre, dann ist allerdings Ihr Tadel treffend, und dann erkenne ich es selbst für einen Fehlgriff, wenn man gerade durch diesen Dichter in das Heiligthum der Kunst, in die priesterliche Weihe zum Dienste derselben eingeführt zu werden hoffen wollte."

„Sie sind ja über Erwarten schnell zu meiner Meinung übergegangen," sagte der Hauptmann.

„Dank sey es Ihrer Offenheit gegen mich," versetzte Wilhelm. „Durch die freilich nicht unpassende Vergleichung zwischen mir und den Hauptcharakteren des Dichters, so sehr Sie dieselbe auch zu mildern suchten, haben Sie doch meine Blicke geschärft. O, man lieset und urtheilt anders, sobald man anfängt in Beziehung auf sich selbst zu lesen und zu urtheilen. Ich habe es empfunden, wie unaussprechlich viel ein festes, klares Wesen, vom Glauben und von Begeisterung erhoben, werth sey und, wenn ich vorher mit Wohlgefallen wiederholt hatte, was man so oft sagt, daß Göthe uns die Menschen schildere, wie sie sind, so

erröthete ich nun, in seinen Helden nur meine eigne Gebrechen gespiegelt zu sehen. Ich erkannte jene Behauptung sogar als durchaus falsch; denn der schildert uns nicht die Menschheit, wie sie ist, welcher die edelste Classe derselben ausläßt, die eigentlich Alles entscheidet."

„Sehr wahr," sagte der Hauptmann. „Streichen wir funfzig, ja nur zwanzig Namen von den großen und berühmten Griechen weg, so erscheint das ganze Volk als ein anderes, so ist es nicht mehr dasjenige, was man eigentlich die großen Griechen nennt. Und was hat denn im Grunde die Poesie mit der Gemeinheit zu schaffen, mit jener Alltäglichkeit, die uns jeder Tag und jede Stadt genug vergegenwärtiget? Der Reiz der angenehmen Darstellung, bei der

Gewöhnlichkeit des Inhaltes, wird ihr nie eine höhere Anerkennung, als die für Unterhaltung und Zerstreuung verschaffen, wird sie nie zu dem wunderbar kräftigen Mittel erheben, wodurch die Kraft des Jünglings ihre harmonische Vollendung, die Seele des Weibes ihre höchste Anmuth erhält, wodurch alle Stände verherrlicht, der Glaube verklärt, die Leidenschaften gemäßigt, die Sitten gemildert, wodurch ganze Völker gehoben und des unsterblichen Ruhmes werth werden. In der Malerei, in der Plastik ist man über die höhere Bedeutung der Kunst, im Unterschiede von der bloßen gefälligen Copie der Alltäglichkeit, längst einverstanden, auch in der Musik und Architectur sondert man das Edle und rein Schöne von dem Nutzbaren, Gefälligen, bloß Angenehmen: warum soll denn die

höchste Kunst ihr Priesterthum nicht verwalten? Wenn der Mensch zu träge, zu eigenwillig ist, um nach dem Göttlichen hinzustreben, schmeichelt er sich denn, es gelte gleich viel, wenn er das Göttliche zu sich in den Staub herniederzuziehen sucht?"

„Und das," sagte Wilhelm, „das ist also der bewunderte Göthe, das der Dichter, den ich über alle andere mit Vorliebe hinaussetzte, durch den ich mich für die Kunst bilden wollte, in welchem ich die ganze Menschheit gespiegelt glaubte! Was ist denn die Menschenwelt in seinen Schriften? Gerade die großen Charaktere, welche am meisten Aufmerksamkeit verdienen, weil sie etwas Hohes klar erkannt haben und mit Entschiedenheit ausführen, die Helden der Freiheit, des Patriotismus, der Kraft,

der sittlichen Strenge, des Glaubens, der Liebe, der Freundschaft, gerade die vermißt man völlig. Vor uns liegt sie da, eine Welt von Heroen, in der nur untergeordnete Größe, Lebensgewandtheit, Klugheit, Sinnlichkeit, Leidenschaften der Schwäche, Anmaßung, vornehme Bildung, guter Wille eine Anerkennung finden, und die einzige weibliche Reinheit nur als ein Wunder begriffen wird, dessen Grund nicht nachgewiesen und beinahe abergläubig aus der sinnlichen Natur hergeleitet ist. Ist denn das die Menschheit ganz? Ist das ihr durch die Kunst erhobenes Bild, und soll die Wirklichkeit noch gemeiner, niedriger seyn? Nein, es wäre eine Lästerung, das zu sagen. Es giebt in ihr etwas Edles, Hohes, wovon in Göthen keine Spur ist. Alle Höhen, alle großen Ströme sind aus

dieser platten Land=Charte weggefallen und nur die Pracht der Gebäude, des Menschenwerkes, nur die holländische Reinlichkeit soll uns dieses Oberyssel interessant machen."

„Wenn Sie so fortfahren," sagte der Hauptmann lächelnd, „so werden wir bald unsre frühern Rollen austauschen, und ich werde ganz gegen mein Vermuthen die Vertheidigung des Dichters übernehmen müssen. Erinnern Sie sich nur, daß wir nicht ohne gute Gründe übereingekommen sind, ein jedes Dichterwerk wenigstens in einer dreifachen Rücksicht zu beurtheilen. Wenn Göthe auch, wie Sie selbst einzusehen anfangen, die großen Ideen, durch deren Verwirklichung die Welt in ihrer Ordnung und Schönheit da steht, wenn er sie auch insgesammt nicht begriffen hätte, wenn er sie

versteckt, wie der Weltmann den Glauben, verneinte: so berechtigt uns das noch gar nicht, im Allgemeinen über ihn abzusprechen. Er kann deshalb gar wohl die Gedanken, welche keine innere Erhabenheit haben, auf eine Weise verknüpfen und fortleiten, er kann die poetische Melodie so sehr in seiner Gewalt haben, er kann überdies eine technische Fertigkeit in Anorduung des Ganzen, in Ausscheidung des Ueberflüssigen, in Verhältnißgebung für alle Theile und Ingredienzien besitzen, welche ihm einen sehr bedeutenden Rang unter den Dichtern sichern. Lassen Sie uns darum nicht zu vorschnell in ein allgemeines Urtheil übergehen; es ist genug, daß Sie es erkennen, was Göthen fehlt und was uns doch nicht fehlen darf."

Dreizehntes Capitel.

„Ich habe darüber nachgedacht," sagte Wilhelm, „woher es doch kommen, wie es zu erklären seyn möge, daß Göthe einen so außerordentlichen Einfluß auf seine Zeit gewinnen konnte. Ist es wahr, wie ich es glauben muß, daß man nur dann eine Idee recht begreife, wenn man dafür begeistert ist, welche Idee mag denn dieser Dichter wohl recht begreifen? Wie hat man

sagen und wie es glauben können, daß er Alles begreife und treu darstelle?"

„Freund," sagte der Hauptmann, „derer, die das Geistige nicht in Begeisterung begreifen, war zu allen Zeiten die Mehrzahl; nur ein dunkles Gefühl von seinem Daseyn regt sich in ihnen allen und verbreitet sich von einzelnen lichten Geistern aus über die Tausende, die davon wie in einem unbestimmten Gerüchte vernehmen. So lange ein Fenelon nicht sagt, daß er in Göthen Andacht, oder ein Sokrates, daß er sittlichen Ernst in ihm finde, so lange ein Lessing ihm nicht Wahrheit, ein Luther Kraft und Patriotismus zuerkennt: so lange darf es Sie nicht irren, wenn hundert und aber hundert Andre in ihm die treue Copie von Originalen zu finden behaupten, die

sie selber nie zu Gesicht bekamen. Die Welt will Götter haben, wenn sie dieselben auch nicht hat; sie will ihnen zu dienen das Ansehn haben, wenn ihr auch der rechte Dienst nicht gefällt. Es ist so schmeichelnd, den Patriotismus aus Versen in Hermann und Dorothea, die Begeisterung für die Natur aus Werthers Leiden, die Liebe aus Tasso und Egmont sich in Miniatur abbilden und ohne Raumverlegenheit in einem Winkel des Herzens aufstellen zu können; es ist so viel bequemer, als wenn das gigantische Göttliche selbst hineindringt und, mit allem vorhandenen Raum nicht zufrieden, das Herz weitet und drängt und zuletzt in dem Strome kühner Thaten Luft sucht, daß man es schonend beurtheilen muß, wenn die Menge nach jenem greift, das für sie schon genug Erhabenheit besitzt.

Und wozu bedürfen sie eines idealen Bildes vom Leben, wenn es ein anderes giebt, das für sie Reize genug hat? Die Formen des vornehmen Lebens, wo durch Zierlichkeit die Erhabenheit über alle Anstöße ersetzt wird, scheinen ein solches Surrogat zu versprechen. Die unteren Stände ringen darnach und wähnen darin eine Schönheit, ein Glück, das ihnen so groß und dabei doch so begreiflich, so erreichbar erscheint. Die, welche es wirklich kennen und nichts Höheres mehr vor sich finden, träumen sich doch so gerne vor, daß sie ein wirkliches Glück besäßen, daß es möglich seyn werde, alle kleinen Hinderungen, die ihnen noch begegnen, zu beseitigen; ihr Stolz sieht so gern den Strahl der Poesie auf ihre isolirten Anhöhen fallen. Wenn nun ein gewandter Dichter beide zu befriedigen weiß,

wenn er dieses vornehme Leben nun zu seiner Darstellung wählt, statt des göttlichen Lebens, ist es ein Wunder, wenn er gefällt? Er findet die Sehnsucht schon vor, die ein anderer Dichter erst wecken muß; er rückt das Ziel auf die nahe Erde, wo dieser es nirgend zu lassen weiß. Ist es denn auffallend, wenn sich das Verwandte zu einander findet, da, wie uns die Wahlverwandtschaften lehren sollen, auch das weniger Verwandte sich zusammen hängt?"

„Keineswegs," sagte Wilhelm. „Aber es sind doch nicht bloß die Menschen, welche Sie bezeichnen, auf die sich der Einfluß Göthe's geäußert hat. Auch Schiller, Tieck, Novalis, die Gebrüder Schlegel, vielleicht selbst Jacobi und Herder haben diesen Einfluß mehr oder weniger stark empfunden."

„Daß Männer, wie Herder, Jacobi und Schiller sich durch Göthe's Einfluß auf irgend eine merkbare Art sollten haben bestimmen lassen, ist mir nicht glaublich," sagte der Hauptmann. „Geniale Geister, wie sie, nehmen die Hauptsache, nach dem gewöhnlichen Ausdruck, aus sich selber, und zwischen diesen Dreien ist eher ein Gegensatz mit Göthen, als eine Annäherung sichtlich. Herder leistet das in Wahrheit, was Sie mit so Vielen sich von Göthen versprachen, daß er alles Geistige mit gleich empfänglichem Sinne würdiget; Jacobi und Schiller haben eine innere Demuth vor dem Göttlichen, die Göthen fremd ist. Uebrigens war Göthe persönlicher Bekannter dieser drei unsterblichen Deutschen; zuweilen gelang es ihm, die Anregungen ihres erhabenen Gemüthes in gefälligern Formen, als

sie selber auszudrücken und vielleicht sind die, mit seinem Ganzen in Widerspruch stehenden schönen Lichtblicke in seinen Werken nur gespiegelte Strahlen jener Fixsterne. Wenigstens pflegt man sonst zu urtheilen, daß die sich widersprechende Schwäche von der in sich übereinstimmenden Stärke, nicht aber diese von jener im Einfluß abhange. Daß die Gebrüder Schlegel, daß Novalis und Tieck von Göthe's Einflusse nicht frei blieben, ist allerdings wahr; aber eben so unläugbar, daß diese vier, durch ihre freundschaftliche Verbindung einst Aufsehen erregenden Männer sich in einer jugendlichen Unklarheit und Selbsttäuschung befanden, welche bei den erstern beiden sich gegenwärtig schon verloren hat. Und zu den höchsten Weihen der Kunst scheinen sie alle vier nicht von der Natur berufen gewesen; denn

selbst Novalis erhob sich nicht höher als zu der Idee, die Wissenschaft mit der Poesie auf eine genügende Art zu vereinen. Ich bin fest überzeugt, daß sie bei allem guten Willen Göthe's eigentliches Wesen so wenig verstanden, als umgekehrt Göthe sie verstand; wenigstens scheint die geschichtliche Folgenähnlichkeit das darzuthun."

„Wollen Sie sich nicht deutlicher erklären?" sagte Wilhelm; „ich gestehe, daß ich Ihre Meinung nicht genau begreife."

„Gern," sagte der Hauptmann, „und selbst umständlich, so viel es seyn kann, wenn Sie es zufrieden sind, daß wir später zu der Lectüre anderer Dichter übergehen, weil ich glaube, daß wir uns mit diesem den Genuß des Frühlings verderben."

Wilhelm willigte im Voraus gern ein, und der Hauptmann legte ihm nun folgende Darstellung vor, die wir im Auszuge mittheilen: „In der deutschen Literatur ist zu verschiedenen Zeiten ein veränderter Grundton durchklingend, der fast alle gleichzeitig erscheinenden Dichtungen einander ähnlich macht. Die Opitzische, die Lohensteinische, Gottschedische, Schweizerische, die sentimentale, die romantische, die mystische Periode, sie unterscheiden sich insgesammt durch den Grundton, der in einer jeden die Modulationen der vielen Dichtungen bestimmt. Ob diese, der Mode nicht unähnliche Veränderlichkeit der deutschen Kunst eine Schwäche oder ein Vorzug sey, ist schwer zu sagen. Die höchste Kunst scheint freilich nicht so veränderlich gedacht werden zu können; aber, wenn die höchste Kunst

vielleicht nie erreichbar ist, so kann dieser Wechsel dem leider nur zu Zeiten auflebenden Sinne für ihre Erhabenheit eine längere Dauer und den verschiedenen Anlagen der Dichter nach und nach eine günstige Entwicklung geben. Darf ich ein ökonomisches Gleichniß wählen, so ist ja auch die Natur in einem Felde in ihrer Fruchtbarkeit anhaltender, wenn man in der Aussaat wechselt, als wenn man, sey's auch das edelste Korn, alljährig in denselben Boden streuen wollte. Andere Völker haben keine solche Toleranz gehabt, und ihre Literatur ist bald geschlossen worden, und leider sind die Deutschen auch nur dadurch tolerant, daß sie in der Vorbegünstigung oder in der Intoleranz wechseln. Ob die Griechen darin aufgeklärter waren? das dürfte schwerlich entschieden werden. Daß

auch sie einen wechselnden Geschmack hatten, daß die Homerischen Gesänge zu einer andern Zeit begünstigt wurden als die Cyklischen, die Pindarischen Oden zu einer andern Zeit glücklich bearbeitet wurden, als die dramatische Poesie, und daß die Idyllen und Satyren wieder andern Zeiträumen angehören, ist bekannt. Aber von der deutschen Intoleranz gegen dasjenige, was zu einer andern Zeit als die höchste Kunstblüthe gepriesen war, finden wir freilich bei den Griechen keine so starke Spuren."

„Die Deutschen wechselten auch in ihrem Geschmack ungleich schneller, als die Griechen; viele Schriftsteller, die einst als die größesten Dichter gepriesen waren, erlebten es, daß fast alle lobenden Stimmen verschollen. Nicht bloß Gottsched, Schön-

aich, Bodmer, auch Wieland, Klopstock und andre mußten die unangenehme Erfahrung machen, daß das Wohlgefallen an der Poesie bei uns des hinzutretenden Reizes und Interesses, den das Neue hat, nicht entbehren könne. Fast jeder Dichter erlebte neben einer Zeit, deren Grundton er glücklich traf, eine andere, deren veränderter Grundton mit dem seinigen dissonirte."

„Was ist in einem solchen Wechsel zu thun? Derjenige Dichter, welcher in seiner Eigenthümlichkeit sich selbst klar ist, wird die Tage fürlieb nehmen, die ihm nicht gefallen und sich beruhigen, daß endlich eine gleichrichtende Gerechtigkeit Lob und Tadel mäßigen werde. Denn Wenige haben so wenig Stätigkeit oder, wenn Sie lieber wollen, so viel Geschmeidigkeit des

Organs, um bei jeder Tonveränderung glücklich und folgsam einzustimmen. Dieses Talent aber besitzet Göthe in einem ausgezeichneten Grade. Da er bestimmt war, fast ein halbes Dutzend solcher Perioden zu erleben, so gelang es ihm nur durch dieses Talent, sich in einer jeden geltend, ja selbst bedeutend zu machen. Es läßt sich ohne Weiteres behaupten, daß der Verfasser des Werther gegenwärtig fast vergessen seyn würde mit sammt seinem Werke, und eben so der Verfasser des Götz von Berlichingen; aber daß dieser Verfasser gleich einem vorsichtigen Partheigänger zur rechten Zeit sich zu einer neu aufkommenden Schule schlug, wenn sie noch um ihr Glück verlegen und ohne Partheihaupt für seinen Beitritt dankbar war, das sicherte ihn vor dem Schicksale größerer Dichter, die sich weniger ge-

fällig finden ließen, und erhielt ihm in jeder Periode einen Anhang. So war es nicht der Werther, womit die sentimentale Periode anhub; Klopstocks unsterbliche Jünglings-Oden hatten ihren Geist weit früher und, was man jetzt erkennt, weit reiner angegeben, und die Uebersetzungen von Yorick's Schriften verbreiteten den Geschmack daran endlich allgemeiner. Es gab viele sentimentale Schriften vor Werthers Leiden, die nun vergessen sind. Da trat der talentvolle Jüngling, der früher in seinem Götz von Berlichingen und im Faust dem mit der Gottschedischen Schule in Streit getretenen Hallerschen Kraft-Geschmack nach bestem Vermögen hülfreich gewesen war, zu der neu verstärkten Parthei über. Seine schon gefaßten Vorsätze wurden aufgegeben, selbst Faust blieb ein Fragment. Es folgte

eine Reihe von empfindsamen Schriften aus seiner Feder dem Werther nach, die indeß nicht gleiches Glück machten. Der Streit beider Partheien ermattete Beide und man fing an, nach der Regel der Schönheit von neuem zu suchen, da weder die erzwungene Begeisterung, noch die affectirte Natürlichkeit mittelmäßige Talente zur Ausführung von Meisterwerken befähigen wollte. Lessings und Herders kritische Schriften nöthigten wieder den Glauben auf, daß doch sowohl die Begeisterung, als die Naivetät einer Regel bedürfe, um eigentlich schön zu werden, und das übersehene Gute der ins Dunkle zurückgetretenen Gottschedischen Schule fand wieder eine späte Anerkennung. Klopstock und Wieland hatten schon längst eine solche Regel anerkannt, und Voß, Ramler, Mendelssohn, Nikolai, Stolberg,

Bürger verdeutlichten das, was man nun zu wollen anfing, durch Urtheile, Abhandlungen und Versuche. Selbst Schiller in seinem Dom Carlos trat für immer zu der Regel über. Dieses Mal hat sich Göthe etwas verspätet und man fing an zu glauben, daß er hinter der Zeit zurückbleibe. Indeß holte er alles wieder ein, indem er in einer Reihe von Werken es bewies, daß er auch wohl eine Regel ehren könne. Die derbe Natürlichkeit, nach der er anfangs strebte, und die leidenschaftliche, die er zuletzt dargestellt hatte, schien er aufgegeben zu haben; er gehörte der neuen Periode zu und man kann nicht sagen, daß er sie weiter führte. Dieselbe schwankende Ungewißheit, worin damals andre Schriftsteller die höchste Regel bald von den Griechen, bald von den Römern, dann gar von den Fran-

zosen zu entlehnen suchten, verräth sich auch in seinen damaligen Werken. Ihr Geist ist bald der griechische, so weit er bei Mangel an genauem Studium sich wollte fassen lassen, bald der römische, bald gar der französische."

„Indeß nahmen andere Schriftsteller einen andern Gang. Heinse widersetzte sich der weinerlichen Empfindelei, ohne eine Regel zu erkennen, und Musäus verspottete jene, indem er zugleich in seinen Volksmährchen etwas versuchte, was bisher fast zu keiner Zeit und in keinem Volke war versucht worden. Gleichwie die Gottschedische Schule edler wieder aufgelebt war, so stellte sich ihr auch die Bodmersche verjüngt wieder gegenüber. Die Minnesinger wurden mit andern altdeutschen Werken her-

vorgesucht, Tasso, Ariost und Cervantes wiederholt übersetzt und der tolle Styl der frühern Ritterbücher in den vielen nach Musäus erscheinenden Volkssagen und Erzählungen genießbarer gemacht. Man wollte die Mannichfaltigkeit der Gefühle, wie der Kunstformen retten, die leicht auch durch die beste Regel gefährdet wird. Je mehr die damaligen kritischen Tageblätter sich der Regel zu nähern glaubten, um desto lebhafter wurde die Opposition. Indem man um einen bezeichnenden Ausdruck verlegen war, nannte man diese neue Schule die romantische, die sich wieder in die humoristische und die ernste theilte."

„Auch dieses Mal trat Göthe wieder über und erfreute dadurch die romantische Parthei, die bisher vor der Critik noch als

eine unterdrückte erschienen war. Die jungen Männer, welche Sie vorher nannten, August Wilhelm und Friedrich Schlegel, Novalis, Tieck, Wackenroder und einige andere bemächtigten sich einer kritischen Anstalt und fielen mit Entschlossenheit die entgegengesetzte Parthei in ihren Häuptern an. In den Charakteristiken und Critiken, der Europa, dem Athenäum finden Sie die Chronik dieses Kampfes, der um so glücklicher war, da die angegriffenen Dichter, Klopstock, Wieland, Jacobi, selber schwiegen und die Rezensenten ihrer Parthei zu stolz und zu sicher waren, um thätig zu seyn. Die Versuche der jungen Männer, selbst Sternbalds Wanderungen und den Heinrich von Osterdingen nicht ausgenommen, waren doch zu schwach, um das Bessere, was man versprach, anzudeuten.

Um desto glücklicher zu streiten, kam man überein, die eigene Schwäche einzugestehen, und dagegen Cervantes, Shakespeare, Camoens, Ariost und unter den Deutschen Göthen über alle Dichter zu erheben. Nie war Göthe höher gefeiert worden; aber nie, darf man wohl sagen, mußte er selbst in einer unangenehmern Verlegenheit seyn. Er war gar nicht der Meinung gewesen, sich so entschieden und für immer zu erklären, am wenigsten für eine Parthei, deren Häupter ohne Namen und ohne Talent zu Meisterwerken auftraten. Statt, wie früher, eine Reihe schwächerer Werke dem ersten Versuche nachfolgen zu lassen, schwieg er. Die Xenien, so weit sie ihm zuzuschreiben sind, ließen seine Meinung ungewiß. Sein Roman blieb ohne Fortsetzung. Die Auffoderung zu Sonnetten wurde etwas un=

freundlich zurückgewiesen. Die enthusiastische Bewunderung Tiecks wurde sehr ungleichartig erwiedert. Vermuthlich war die eigene Unvorsichtigkeit der jungen Critiker an dieser Kälte Schuld; denn wer mag sich unwiderruflich an eine Parthei schließen, deren Streitkräfte noch wenig zahlreich sind, die aber in Auffoderungen zur Fehde doch nicht sparsam war und selbst Göthe's frühere Schriften ohne große Umschweife tadelte?"

„Nur einmal bewies sich Göthe gefällig, ohne große Anstrengung, und auch dieses Mal erst spät, da Klopstock, Herder und, irre ich nicht, auch Schiller schon gestorben waren, und die deutsche Bibliothek mit ihren Schwestern aufhörte. Er nahm den einst unvollendet gelassenen Faust wieder vor. Früher, da er den Götz arbeitete,

hatte er auch die gleichzeitige Sage kennen gelernt. Es läßt sich ihr allerdings ein bedeutender Sinn abgewinnen, und darum haben vor und nach Göthen manche andere Schriftsteller sie ebenfalls behandelt. Sie diente den frühern Jahrhunderten als Vorbild des menschlichen Vorwitzes, der die ewigen Schranken seiner Natur nicht ehrt. Göthe gab sich an die Behandlung des Ganzen, und die ursprünglich ersten Scenen scheinen zu zeigen, daß ihm der Sinn der Erzählung einleuchtete. Zwar ist die Critik alles menschlichen Wissens, die Faust ausspricht, nicht sowohl die eines Mannes, der wie Alexander, in Indien an den Gränzen steht und nach dem Unmöglichen langt, als die eines Studenten, der über seine Professoren spaßt; indeß that sie den Bedürfnissen der Meisten ein Genüge. Im

Fortgange aber schlug die Behandlung den Weg aller Götheschen Poesie ein. Der ungeheure Frevler, der alle Verhältnisse niedertrat, alle Regeln höhnte und als ein Riesengeist selbst den Teufel an wilder Kraft überbot, dieser furchtbare Mensch, in welchem der gezähmte Tieger wieder aus den Schranken bricht, der nach der Volkssage mehrere Länder mit seinen Gräueln füllt — er wird bei unserm Dichter ein Held, wie alle seine Helden. Ein Liebeshandel wird angesponnen, wie es tausend giebt, aus der italiänischen Gräfin der alten Erzählung wird ein gutmüthiges, aber beschränktes Bürgermädchen nach der Weise der Klärchen im Egmont; ein Liebhaber wird umgebracht, und so geht Alles den marklosen Gang eines bürgerlichen Trauerspiels. Der Dichter hatte das selbst

gefühlt und das Fragment weggeworfen. Jetzt aber schien es ihm brauchbar, um seine Bewunderer auf eine nicht sehr müh=same Art zufrieden zu stellen. Er that ihnen den Gefallen, das Fragment ein we=nig zu runden; es kam ein Prolog voran, der nach der Einleitung des Buches Hiob copirt ist, vermuthlich, weil der Dichter sich nicht anders zu helfen wußte. Der Gegensatz dieses Prologs mit dem früheren Fragmente ist schreiend für jeden, der nur Gefühl hat. Offenbar hatte der Dichter selbst den Sinn der Sage vergessen, und war dem Faust darin gleich geworden, daß er keine Scheidewand zwischen dem Hei=ligen und Profanen mehr kannte. Indeß hinderte dieses seine Bewunderer nicht, diesen Faust nun als das Bild des mensch=lichen Lebens anzupreisen, eine Behaup=

tung, die jedem Besonnenen verrückt erscheinen muß. Ein Aeschylus hätte diesen deutschen Prometheus, ein Dante diesen von der Hölle bewaffneten Gottes-Feind, ein Shakspeare dieses alle Gesetze als Schranken hassende Ungeheuer an Kraft bearbeiten müssen, um den tiefen Sinn, welchen die Erzählung wirklich hat, in der Anlage des Ganzen, wie der einzelnen Theile auszuprägen."

„Hiermit aber," fuhr der Hauptmann fort, „scheint mir die Zeit, wo Göthe mit Glück in den vorherrschenden Grundton des Geschmacks einstimmte, abgelaufen. Er hatte sich im Faust nur accommodirt; es schien ihm, als ob sich die Partheien vervielfachten. In den Wahlverwandtschaften und in der natürlichen Tochter

versuchte er später auch diejenigen, welche das Familienleben zum Stoff ihrer Darstellungen wählen, zu sich hinüber zu ziehen; aber selbst die Gebrüder Schlegel fingen an zu ahnden, daß sie eine andere Poesie für die höchste hielten, als Göthe. Um sich vor dem Vorwurfe zu retten, der immer lauter gemacht wurde, daß es ihm an einem rechten Mittelpunkte fehle, und um nach seinem Gleichnisse den rothen Faden nachzuweisen, der seine Werke unter einander vereine, unternahm er die Beschreibung seines Lebens. Aber auch dieser Versuch gelang nicht, wie er hoffte. Die Behaglichkeit und Bequemlichkeit, die er statt der Begeisterung zum leitenden Prinzipe des Lebens und der schriftstellerischen Thätigkeit aufstellte, konnte doch nicht allgemein dafür anerkannt werden. Die all-

gemeine Toleranz, die er wegen seiner ungleichartigen Werke, für alle Perioden, die er durchlebt hatte, in Anspruch nahm, entsprach nicht dem deutschen Charakter. Das Werk blieb unbeendet. Auch des Epimenides Erwachen, womit er den auflebenden Nationalsinn der Kunst sich anzueignen suchte, erschien neben Körners Leier und Schwerdt unbedeutend. Bei der jetzt ziemlich allgemeinen Neigung zur Religion des Gefühls könnte man vermuthen, daß er, wenn er noch einmal einen Roman schreiben sollte, sich dazu hinneigen und die in den Wahlverwandtschaften schon schwächer enthaltenen Züge verstärken, daß er, ich möchte sagen dem Magnetismus und der Neigung zum Katholizismus wohl nicht offenbar, doch in einigen Scenen, Bildern und dergleichen scheinbar sich nähern würde;

aber schwerlich dürfte ihm auch dieses gelingen; denn was vom Herzen heraus zu begreifen ist, das läßt sich von außen her nicht auffassen, ohne den Geist zu verlieren."

„So, lieber Freund, erscheint mir Göthe im Zusammenhange mit seiner Zeit. Sie sehen, daß er auch mir ein höchst interessantes Glied derselben bleibt, daß aber der zwischen beiden bestehende Einfluß mir nicht immer auf der Seite unsers Dichters thätig, sondern sehr oft, ja mehrentheils leidend gewesen zu seyn scheint. Um die verschiedenen Perioden des Kunstgeschmacks seit einer Reihe von Jahren kennen zu lernen, kann kein Schriftsteller geeigneter seyn, sobald seine Werke nach der Zeitfolge geordnet werden. Und hierzu ist es selbst

nothwendig, daß auch die schwächeren Stücke, wie Clavigo, der Groß-Cophtha, oder des Epimenides Erwachen in einer neuen Auflage mit abgedruckt erscheinen. Jede bisherige Schule findet in seinen sämmtlichen Werken wenigstens etwas, das ihr gefällt, und durch eine absichtliche Verwirrung der Chronologie läßt sich auch der Schein gewinnen, daß er alle gleichzeitig in ihrem Wesen verstanden, in ihrem Werthe gewürdigt, in ihrem Widerspruch ausgeglichen habe. Für einen Mann aber, der sich selbst zur Festigkeit und Klarheit bilden, für einen Dichter besonders, der das Geistige in seiner Schönheit fassen will, ist das Lesen der Götheschen Werke, wie ich glaube, anfangs gefährlich. Dann, wenn er das Wichtigste gewonnen zu haben sich selbst gestehen darf, dann ist es Zeit,

daß er von Göthen im Styl, in der Anordnung, in der Technik der Kunst zu lernen suche, und dann wird sein Gewinn um so bedeutender seyn, weil er ohne Gegenrechnung bleibt."

Ende des ersten Theils.

Gedruckt bei G. Basse.

Folgende, so eben erschienene Romane, welche mit Recht allen Lesezirkeln und Leihbibliotheken empfohlen werden können, sind in allen guten Buchhandlungen Deutschlands für beigesetzte Preise zu bekommen:

Blutsauger, die. Ein Roman. 8.
1 Rthlr. 4 Gr.

Carlo Cellini, oder die Männer der Nacht. Seitenstück zum Rinaldo Rinaldini. 8.
3 Rthlr. 8 Gr.

Hildebrandt, C., Carl von Tellheim und Minna von Barnhelm. Ein kriegerisches Gemälde aus den Zeiten Friedrichs des Großen. Drei Theile. 8. 3 Rthlr. 8 Gr.

Derselbe, Kuno von Schreckenstein, oder die weissagende Traumgestalt. Ritterroman in 3 Theilen. Mit 1 Kupfer.
3 Rthlr. 12 Gr.

Mettingh, Philippine v., Opfer des Zeitgeistes. Ein Roman in 2 Theilen. 8.
2 Rthlr. 8 Gr.

Müller, H., das Pfarrhaus zu Liebenthal, oder die seltene Braut. Roman in 2 Theilen. 8. 1 Rthlr. 20 Gr.

Derselbe, die Corsarenbeute, oder Fatime. Roman in 2 Theilen. 1 Rthlr. 20 Gr.

Ritter Golo der Grausame, oder die Büßende in der Felsengruft. Ritterroman in 3 Theilen. Mit 1 Kupfer. 8.
3 Rthlr. 12 Gr.

Verschwornen, die, oder die Ruinen der Rothenburg. Ritter- und Räuberroman aus der Vorzeit. 3 Theile.
3 Rthlr. 4 Gr.

Benno von Rabeneck, oder das warnende

Gerippe im Brautgemach. Eine Rittergeschichte aus dem 13ten Jahrhundert. Vom Verfasser des Albert von Reinstein. 2 Thle. 8. 1 Rthlr. 16 Gr.

Brautraub, der. Roman vom Verfasser der Paulowna. 2 Thle. 8. 1 Rthlr. 18 Gr.

Graf Albert von Reinstein, oder das heimliche Gericht der Teufelsmauer. Rittergeschichte aus den Zeiten der Vehme. 3 Thle. Mit 1 Kupfer. 8. 3 Rthlr. 4 Gr.

Hildebrandt, C., der Husar. Roman in 3 Theilen. Mit 1 Kupfer. 8. 3 Rthlr. 8 Gr.

Derselbe, die Burg Helfenstein, oder das feurige Rachschwerdt. 2 Thle. 8. 1 Rthlr. 18 Gr.

Kunze, St., (Verf. Heinrichs des Löwen) der Landpfarrer von Schönberg. 2 Thle. Mit 1 Kupfer. 8. 2 Rthlr.

Bayerische Staatsbibliothek München

Liebesprobe, die. Roman vom Verfasser Alberts von Reinstein. 2 Theile. 8. 2 Rthlr.

Mettingh, Philippine von, der Fluch der Weissagung. Roman in 2 Theilen. 8. 1 Rthlr. 12 Gr.

Mitternachtsglocke, die, oder Walther von Windheim. Roman von Jean Pierre, Verfasser des Romans: Thomas Imgart. 8. 1 Rthlr. 4 Gr.

Nicolai, C., Erzählungen und Schwänke. 2 Thle. 1r Theil: Der Kornpreis. — Die Stecknadel. — Bagage einer Schauspielergesellschaft. — Bruchstück aus dem Tagebuche eines Gastwirths. 2r Theil: Idalia. — Die Reise in's Bad. 2te wohlfeilere Ausgabe. 8. 1 Rthlr. 12 Gr.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

rich Sauer.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Pustkuchen, Johann Friedrich Wilhelm,

Wilhelm Meisters Wanderjahre

Bd.: 1

Quedlinburg [u.a.] (1821)

P.o.germ. 1106 q-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10116535-7